

exit

Vorwort	3
Geschichte	
Das 18.Jahrhundert	4
Das 19.Jahrhundert	9
Das 20.Jahrhundert	14
Das Verhalten bei Todesfall	30
Reglement	40
Todesanzeige	45
Interview mit	
Bestatter	46
Kremateur	50
Pfarrer	52
Friedhofsgärtner	55
Sargschreiner	58
Bildhauer	61
Nachwort	64

Als wir uns für den Friedhof als Lebensraum entschieden haben, sind wir ein sehr schwieriges Thema angegangen. Der Friedhof scheint in erster Linie nicht ein Lebensraum zu sein, er erscheint vielmehr als ein Raum ohne Leben.

Über der Friedhof zu berichten, ohne dabei den Tod mit einzubeziehen, war für uns nicht möglich. Da wir uns bis anhin nur beschränkt mit diesem Thema auseinander gesetzt hatten, warf dies natürlich viele Fragen auf: wie gehen wir das Ganze an, und vor allem, wie gehen wir damit um?

Jeder von uns hat im Gespräch mit Menschen, die im Alltag mit den Tod zu tun haben, viel gelernt. Wir sprachen nicht nur übers Sterben, sondern auch übers Leben. Wir erhielten viele neue Ein- und Ansichten.

Wenn man sieht, welch ein Leben dem Tod voran geht, erkennt man auch die Lebendigkeit eines Friedhofs.

Der Friedhof wird somit, und Dank allen Menschen, die mit dem Tod zu tun haben, zu einem richtigen Lebensraum.

Das 18. Jahrhundert

Allgemeine Charakteristik

Das 18. Jahrhundert war eine Welt ohne Fabriken, ohne Eisenbahnen. Es war die Welt der Kutschen, der schlechten Strassen, der Segelschiffe, der Stadttore und des Mauerrings, der unüberbauten Bauernlandschaft. Die Menschen arbeiteten hart und lang, und ihr Tisch war kärglich bestellt. Sie wurden von Krankheiten und Seuchen aller Art geplagt. Die Medizin hatte nur begrenzte Mittel. Die Lebenserwartung war gering und die Sterblichkeit hoch. Nach den Genfer Sterbetafeln betrug die mittlere Lebensdauer in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bloss 32,6 Jahre. Der Tod war deshalb allgegenwärtig. Das Sterben fand in festen Normen statt; man hoffte insgeheim immer noch auf das von den Kirchen verheissene ewige Leben.

Zwar begann im Zeitalter der Aufklärung die Vernunft das Denken zu beeinflussen. Glaubwürdig war, wer alles mit der Ratio beweisen konnte. Das neue Denken erfasste auch die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Das Fazit der Aufklärung: mit dem Tode ist alles vorbei. Das christliche Weltbild verlor allerdings seine Bedeutung nicht sofort. Das neue Denken erfasste nur die intellektuellen Oberschichten; im Volk hielt man weitgehend an überlieferten Normen und Werten fest. Allerdings waren diese Werte je nach der Religionszugehörigkeit verschieden. Es gab eine katholische und eine protestantische Lebensart, und man war sich vor allem auch in den "Letzten Dingen" nicht einig.

Die Kluft zwischen Protestanten und Katholiken

Die Kluft, die sich im Zeitalter der Reformation auftat, wurde kleiner. Im protestantischen Raum verschwand das Sinnfällige, Heilige bis auf wenige Reste. Es gab keine Bilder, keine Kruzifixe, keine Prozessionen mehr. Im Zentrum stand der nüchterne sonntägliche Gottesdienst mit Predigt. Die Grösse und Schwere dieses Umbruchs kann kaum überschätzt werden. Es wurde nicht nur die traditionistische, in gemeinsamen Institutionen und Zeichen begründete Gemeinschaft aufgelöst; auch die sichtbaren Traditionen als Gemeinschaftsausserung wurden in Frage gestellt. Es kam zum grundsätzlichen und bewussten Bruch mit der alten religiösen Volkskultur. Dieser Bruch brachte - das darf ja nie übersehen werden - als Positivum eine Befreiung aus dem normierenden Zwang des Brauches selber. Es hat mit vielen von der alten katholischen Kirche zwar nicht gewollten, doch tolerierten «abergläubischen» Praktiken aufgeräumt. Es soll aber einmal nicht von dieser Befreiung die Rede sein, sondern vielmehr vom Gegenstück. Für viele Gläubige, aber der Tradition verhafteten volkstümlichen Menschen sind diese Fragen von schwerster Bedeutung gewesen. Auch noch im 18. Jahrhundert haben die Menschen immer wieder auf Bräuche und Praktiken zurückgegriffen, die man längst tot glaubten. So ist beispielsweise der Teufelsglaube in Form des Hexenglaubens selbst im

18. Jahrhundert, also nach längst vollzogener Reformation, weiterhin geblieben. Und geblieben ist auch das "Verhexen", der Glaube an den bösen Blick. Selbst im aufgeklärten 18. Jahrhundert wurde ein unerklärliches Missgeschick in Haus und Stall gerne als Hexerei einer verdächtigen Nachbarin erklärt. Geblieben ist im 18. Jahrhundert auch der Glaube an die Spukgestalten; geblieben ist die Tagwählerei, geblieben sind die Schluckbildchen, die Motivbilder, die Blutbesprechung, Armenseelenglauben, das Künden und das Himmeln. Ein Überblick über alle diese merkwürdigen Vorstellungen und Praktiken des 18. Jahrhunderts zeigt, dass es in bezug auf den Volksglauben, das volkstümliche Denken, zwischen den protestantischen und katholischen Gebieten keine allzu grossen Unterschiede gab. Man kann höchstens sagen, dass die Katholiken bei den magischen Praktiken ein verhältnismässig gutes Gewissen hatten, weil nach ihrer Überzeugung alles, was irgendwie religiös war, auch kirchlich war. Tatsächlich hat die traditionelle katholische Volkskultur auch im 18. Jahrhundert immer noch einen weiten Bereich kirchlich geformter oder wenigstens kirchlich nicht verbotenen Volksglauben umfasst. Für Katholiken gab es im Allgemeinen wohl subjektiv überhaupt keinen Aberglauben, weil sie alles unter den Glauben, unter die "Fides implicita" zu subsumieren vermochten. Das alles will nicht heissen, dass es zwischen Protestanten und Katholiken keine Unterschiede gegeben hätte. Sie sind bei den "Letzten Dingen" besonders augenfällig. Besonders umstritten war und blieb die Frage des Gebetes für die Verstorbenen, die armen Seelen. "Ich weiss", hatte Zwingli erklärt, "dass die Menschen entweder im Glauben oder ohne Glauben sterben. Wer im Glauben stirbt, wird gerettet." Gott allein urteile über Glauben oder Unglauben, und demnach sei er ihm allein bekannt. Das Fegefeuer sei als Betrug der Geizhalse, Hexenmeister und Fabelprediger abzulehnen. Viele, unter ihnen auch "Neugläubige", waren entsetzt oder doch auch ernsthaft besorgt, was mit ihren toten Angehörigen geschehen werde. Sie fragten sich, ob man nach dem Tod von Angehörigen nicht um Gnade für sie beten solle. Nach Zwingli hatte man im Gebet für die Verstorbenen, wenn für sie überhaupt noch gebetet werde, sich darauf zu beschränken, zu sprechen: "Dein Wille geschehe". Die Reformatoren waren aber gleichzeitig der Meinung, dass die Gemeindeglieder ihrer Verstorbenen gedenken dürften. Sie sollen jedoch nicht für deren Seligkeit beten, sondern für ihre Erlösung danken. Das geschah in der "Abkündigung der Verstorbenen".

Zweierlei Beerdigungsrituale

Katholisches und protestantisches Beerdigungsritual - zwei Welten, die sich gegenseitig kaum vertrugen. Es ging dort gut, wo sie räumlich weit voneinander getrennt waren. Was geschah aber, wenn sie auf engstem Raum nebeneinander, wie in den Gemeinden des Waadtlandes oder im Freiburgischen, praktiziert wurden? Spannungen waren vorprogrammiert. Da hatte ein katholischer Priester im Friedhof plötzlich ein Kreuz errichtet. Oder da läutete man bei einer

katholischen Beerdigung mit allen Glocken; die Glocken blieben hingegen stumm, wenn ein Protestant zu Grabe getragen wurde. Ein protestantischer Pfarrer wollte am Grab eines verstorbenen Gemeindegliedes einige Worte sagen. Der katholische Priester opponierte; er allein habe dazu das Recht. Die Katholiken errichteten bewusst Holzkreuzer auf Gräber der ihrigen, um sie deutlich von den "Ketzern" (Reformierten) abzugrenzen.

Das Begräbnis

Wie für den Versehang gab es im katholischen Bereich auch für das Begräbnis altüberlieferte, ehrwürdige Formen, die man im 18. Jahrhundert noch genau beachtet hat. Damals war der Begräbnisgottesdienst fast ausschliesslich von der Fürbitte für den Verstorbenen bestimmt. Wichtiges Rituselement war die Absolution. Sie wurde weniger als Schlussritus der Begräbnisfeier und Verabschiedung des Toten verstanden denn als Gebet des Priesters um Erlösung des Verstorbenen von den Sündenstrafen. Waren alle Verwandten und Bekannten eingetroffen, die Leiche eingesargt und auf der Bahre, vereinigte man sich in der Prozession zur Kirche und schliesslich im Zug zum Friedhof. Die Teilnehmer der Beerdigung waren schwarz gekleidet. Lediglich beim Begräbnis von Kindern konnte man weisse Gewänder tragen. Auf dem Weg vom Sterbehaus zur Kirche sang man Psalmen. Die Totenfeier selbst stand unter dem Zeichen von Klage und Trauer. Es gab aber in der Psalmodie auch das Lob Gottes. Insgesamt war die Totenmesse, das Officium Defunctorum, ernst, feierlich und von grosser Harmonie und Weihe. Während der ganzen Zeremonie, vor allem aber während sich der Trauerzug zur Kirche bewegte, läuteten die Glocken. Wie für den Versehang war auch dieses Läuten genau geordnet. Für eine erwachsene Leiche sollten, mit der grossen Glocke drei mal geläutet werden. Für die Kinder wurde nur mit der dritten Glocke geläutet. Entsprechend abgestuft waren auch die Tarife. Für die dritte Glocke bekam der Siegrist zehn, für die grosse Glocke aber zwanzig Schillinge. Für den feierlichen Zug zum Friedhof waren bestimmte Massnahmen zu beachten. Im Sterbezimmer wurde gebetet, bis der Leichnam abgeholt wurde. Hinter dem Kopf der Leiche stand ein Kruzifix; zu ihren Füessen ein brennendes Licht und geweihtes Wasser. Der Leichnam selber hatte die Hände gefaltet und trug einen Rosenkranz. So wurde er auch eingesargt: Eine Gebärde der Demut und Ergebenheit in den göttlichen Willen. Vier Leichenträger brachten ihn zur Kirche. Voraus ging ein Mann mit einer brennenden Kerze, dem Symbol des lebendigen Glaubens und der Liebe. Ihm folgte ein Knabe mit dem Grabkreuz. Hinter dem Sarg schritten die Leute paarweise; die Kirchenglocken begleiteten den Zug mit ihrem feierlichsten Klang. Der Leichenzug war genau festgelegt. Zuerst kamen die männlichen Angehörigen der Verwandtschaft, gekleidet in schwarze Mäntel. Es folgten die schwarz bekleideten Frauen mit brennenden Wachslöchtern. Auf dem Friedhof empfing sie der Priester.

Nachdem die Leiche nach vorgeschriebenem Ritus begraben war, wurden kniend fünf Paternoster und Ave Maria samt dem Credo gebetet. Herauf steckte der Pfarrer das Kreuz auf den Grabhügel, um es ein letztes Mal zu besprengen. Dann ging man in die Kirche.

Im 18. Jahrhundert ehrte man die Toten nicht nur, sondern fürchtete sie auch. So brachte man da und dort die Leiche durch ein Fenster, damit der Tote nicht plötzlich zurückkehren konnte. Auf dem Weg zum Friedhof empfahl es sich im Weitern, den Sarg mehrmals niederzustellen, bei Kreuzungen, Brücken und Bildstöcken. Meistens wurde dort ein Paternoster gebetet. Mancherorts sind diese Haltepunkte mit speziellen Steinen gekennzeichnet worden. Im Kanton Bern sprach man von "lichlein", von "leuen", was so viel bedeutet wie ausruhen, in den Kantonen Uri, Nid- und Obwalden von "Lichghinü", auch von "ghirnen". Man wollte dem Toten Zeit lassen, Abschied vom Leben und von der Heimstätte zu nehmen. Aus diesem Grund trug man den Sarg zunächst so, dass der Kopf des Toten gegen das eigene Haus gerichtet war. Bei der ersten Totenrast wurde der Sarg gedreht, so dass er nun zum Kirchhof, also zu seiner neuen und letzten Heimat, sehen konnte. Die Funktion des "Lichghirni" oder der Raststätte konnte auch das Beinhaus übernehmen, vor allem dann, wenn es, wie in der Innerschweiz, doppeltürig konstruiert war. Es waren dies eigentliche Torhäuser, wie sie etwa für Rickenbach, Wolhusen, Giswil, auch fürs Muotathal, für Wolfenschiessen, für Lachen, Buochs und Hergiswil bezeugt sind. Diese doppeltürigen Beinhäuser sind Friedhoftor und letzte "Lichghirni" in einem.

Leinensack oder Holzsarg?

Wurden die Toten, wie es im Spätmittelalter für ländliche Gegenden bezeugt ist, in Leinwand eingenäht oder aber in einem Holzsarg beigesetzt? Wie unsere Quellen zeigen, gab es beide Bestattungsarten. Allerdings kam es im 17. und 18. Jahrhundert zu einer deutlichen Verlagerung zugunsten des Holzsarges, des Totenbaumes. Noch um 1668 ist zum Beispiel auf dem St. Magnus-Kirchhof von St. Gallen die Hälfte der Verstorbenen ohne Sarg bestattet worden. Doch schon zwanzig Jahre später sah es, wie die neue Friedhofsordnung von 1687 zeigt, ganz anders aus. Im 18. Jahrhundert wird den Tischmachern und Schreibern genau vorgeschrieben, wie ein Sarg zu machen ist. "Ein Dischmacher der Berufen wird, nimmt ein Brett mit sich, den Toten darauf zu legen, nimmt auch das Mass, wie gross der Totenbaum zumachen sei. Sodann sollen an allen Bäumen, für erwachsene Personen, vorn und hinten eine Liste gemacht werden, damit die Träger denselben die Stiegen heruntertragen, wohl anfassen können." Die Ausgrabungen von 1988/89 im Bereich des ehemaligen Pfarrfriedhofes von Schwyz sowie die Auswertung der schriftlichen und bildlichen Quellen zeigen, wie hier die Toten im Spätmittelalter bis hinein ins 18. Jahrhundert bestattet worden sind.

Zu Beginn dieses Zeitraumes (im 13- und 14- Jahrhundert) gab es hauptsächlich Erdbestattungen. Dieser Anteil nimmt in der Folge ab. Die Entwicklung ist

eindeutig. Die "Toten- und Begräbnisordnung für den Kanton Schwyz" von 1849 spricht denn auch nur noch von Sargbestattungen. Die spätmittelalterliche Erdbestattung ist gänzlich verschwunden. In einem Grab des 18. Jahrhunderts wurde schliesslich auch ein Kindersarg gefunden. Im Spätmittelalter sind die Säрге mit Brettern zimmermännisch (Holzstreben und Holzzapfen), im 18. Jahrhundert mit geschmiedeten Nägeln zusammengefügt worden. Neben der alten viereckigen Form traten auch längliche, nach unten sich verengende Formen auf. Holzarg wie auch die Grabbeilagen (Rosenkränze, Wahlfahrtspfennige und Segenszeichen), all das sind deutliche Kennzeichen eines gehobenen sozialen Standards. Doch gab es im 18. Jahrhundert deutliche Unterschiede. Der Zeitgenosse Kaplan Thomas Fassbind spricht von "ziemlich hohen" Sterbekosten. "Personen mittelmässigen Standes" mussten mit zwei- bis dreihundert Gulden rechnen, reichere mit fast fünfhundert Gulden, und "wer sich Ehr machen" wollte, hatte gar tausend Gulden aufzubringen. Ein Vergleich: damals kostete in Schwyz eine "schöne Kuh" 180 bis 200 Gulden. Wer in den Himmel kommen und bei den Mitmenschen Ansehen geniessen wollte, hatte demzufolge tief in den Geldsack zu greifen.

Man wollten am "richtigen Ort" begraben werden. Was das heisst, zeigten die Ausgrabungen aufs Schönste: Leute von geringem sozialen Status wurden im schlechteren nördlichen Teil des Friedhofes bestattet. Hier fanden auch besonders Arme und Fremde ihre letzte Ruhe, und hier wurden zum Teil in nicht geweihter Erde auch die Hingerichteten beerdigt. Noch schlimmer war die Situation für die ungetauften Kinder. Sie wurden nachts an einem besonderen Ort ausserhalb des Friedhofs versenkt. Begehrt waren besonders die Bestattungsplätze in der Kirche selber. Hier waren die Menschen im Bereich der Heiligen und ihrer Reliquien, hier fühlten man sich ganz besonders gut aufgehoben.

Sarg mit oder ohne Schmuck?

Auch diese Frage stellte sich im 18. Jahrhundert. So wurde um 1704 im Churer Rat darüber geklagt, dass sich bei Begräbnissen neue Masstäbe einschlichen. Der Rat verordnete, dass man den Kindern "keine Meyen auf die Toten-Bäume mehreres machen solle, als einem Knäblein ein einziges von der Eltesten Gotte, und einem Meidlin ein Tschäpelin". Offenbar gab es Sargschmuck auch in anderen Regionen. In Basel wird beanstandet, dass durch "das Aufsetzen von Kränzen auf den Totenbäumen" grosse Kosten entstehen. In Bern wird 1767 verboten, "Meyen und Kränze auf die Totenbäume zu tun".

Das 19. Jahrhundert

Merkmale

Die Neuzeit versteht sich, so Carl Friedrich von Weizsäcker, als Ära des Fortschrittes: "Auch wo sie selbstkritisch ist, misst sie sich an der anerkannten Forderung der Fortschrittlichkeit. Sie fällt damit aus dem Rahmen aller bisherigen Weltkulturen, die ihren Stolz und ihr Kriterium der Selbstkritik in der Dauer, in der Bewahrung sahen". Das 18. Jahrhundert hat sich beiden Polen, der Dauer wie dem Fortschritt, verschrieben. Das Volk, der volkstümliche Mensch, hielt zäh an altüberlieferten Normen und Werten fest, während eine Elite, verkörpert durch die Führer des liberalen Bürgertums, auf die Karte des Fortschrittes setzte. Vor allem die Unternehmer, zu ihnen stießen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die am Polytechnikum ausgebildeten Architekten und Ingenieure, bauten auf die Technik, die Industrie. Sie sollte helfen, die elende, schmutzige Armut zu überwinden. Sie half - wenigstens teilweise - Reallöhne und Einkommen stiegen beträchtlich. Doch verharrte der Lohn der Fabrikarbeiter, allen Anstrengungen zum Trotz, immer noch nahe am Existenzminimum. Die Arbeiter nahmen deshalb, um ihren geringen Lohn aufzubessern, entgegen allen Warnungen sozial gesinnter, weitblickender Reformer und trotz einschränkenden Gesetzen ihre Frauen und Kinder mit in die Fabrik. Selbst wenn alle diese armen, geplagten Geschöpfe ihre Arbeit bis zur faktischen Erschöpfung ausführten, konnten sie sich bis etwa 1870 kaum etwas leisten, was über den dringend notwendigen Lebensbedarf hinausging.

Das Leben war kurz und immer noch von vielerlei Krankheiten, Seuchen und Unfällen täglich aufs neue bedroht. Die Lebenserwartung bei der Geburt betrug 1801-13 lediglich 38,5 Jahre, gegen Ende des Jahrhunderts (1876-1880) 50,6 Jahre und 1910 62,7 Jahre. Von 1000 Einwohnern starben in den Jahren 1836 bis 1840 jährlich 25,4, in den Jahren 1916 bis 1910 16,9 Menschen. (Heute sind es 9,2.) Ein Lichtblick immerhin für die Vorfahren. Das 18. Jahrhundert blieb ohne die fürchterliche Pest. Die Opfer, welche die Cholera oder die Pocken forderten, waren zwar immer noch beträchtlich, doch verglichen mit jenen der Pestzeit viel kleiner. Es waren gerade diese Seuchen der fünfziger und sechziger Jahre, die den Anstoß zu vielerlei Sanierungen auf dem Gebiete der Trinkwasserversorgung oder der Entsorgung der Fäkalien gaben. Dazu kommen die Verdienste der Ärzte. Die Medizin hat im letzten Jahrhundert beträchtliche Fortschritte gemacht. Sie gehen zum Teil zurück auf die Gründung der neuen Universitäten, auf die Errichtung von Spitälern und Irrenanstalten. Sie gehen aber auch zurück auf einige Erfindungen wie Anästhesie und Asepsis. Ohne sie wäre etwa der Aufschwung der bahnbrechenden Chirurgie kaum denkbar gewesen. Die Internisten schufen sich einen Namen, indem sie sich der Tuberkuloseheilung zuwandten. Aber allen medizinischen Erfolgen zum Trotz, der Tod kam früh und unerwartet, und er machte nicht viel Federlesen.

Diskussion um die Verlegung der Friedhöfe

In den dreissiger Jahren des 18. Jahrhunderts tauchte die alte Frage der Verlegung der Grabstätten aus den Stadt- und Dorfkernen wieder auf. Diesmal war es die Cholera, die den Anstoss zu neuen Diskussionen gab. Der Vertreter der Tessiner Regierung sagte am 21. Oktober 1831, dass seine Regierung sehr besorgt sei über das schreckliche Fortschreiten des Morbus Cholera in Europa und sein Eindringen in die angrenzenden Länder. Man müsse nun endlich Ernst machen, den alten Brauch, die Toten in Kirchen und bewohnten Gebieten zu bestatten, energisch zu unterbinden. Doch schon der erste Artikel des Gesetzesvorschlags, der die Einsargung der Toten vorschreibt, stiess auf energischen Widerstand. Die Belastung für die armen Familien würde zu gross, wurde gesagt. Demgegenüber machten die Befürworter geltend, dass der Segen des Sarges darin liege, "die Ausdünstung von Krankheitserregern zu vermeiden". Die neue Vorschrift bedeute die Abkehr "von barbarischen Zeiten, wie sie nun auch in allen andere Staaten stattfindet". Schnell gelangte man indessen zum Keim des Problems. Die Gottesäcker müssen vom bewohnten Gebiet entfernt werden. Aus den Kirchhöfen müssen Friedhöfe werden. Ein Ratsmitglied meinte dazu, dies verbessere die Luft, denn die "Ausdünstungen der verfallenden Körper sind dermassen fein, dass sie durch das Erdreich dringen und schaden, weil sie so in die Luft gelangen". Wir kennen die Argumente aus früheren Diskussionen. Erstaunlicherweise waren sich auch die Vertreter der Kirche nicht einig, wie sie sich in diesem Falle verhalten sollten.

Fast zur gleichen Zeit wurden diese Probleme auch in Basel diskutiert. Unmittelbarer Anstoss war die Typhusepidemie von 1814. Ganz entschieden sprach sich die Regierung gegen jede Art von Bestattung im Kircheninnern aus, und man war konsequent und verlegte die Friedhöfe aus der Stadt.

Urne oder Sarg?

Die Frage der Kremation wurde wie kaum eine andere in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts leidenschaftlich diskutiert. Für Gegner und Befürworter ging es um eine todernste, grundsätzliche Frage, von der Heil oder Unheil abhing. Sie ist, so ein Zeitgenosse um 1875, "eine der ersten Fragen, welche der Entscheidung des in allen Dingen sich umgestaltenden Jahrhunderts vorliegen". Die Befürworter führten rationale Argumente, vor allem hygienische und ökonomische, ins Feld. Die Gegner betonten eher die gefühlsmässige Seite. Ein Deutscher propagierte die Leichenverbrennung als bestes Mittel, alle Schwierigkeiten und Nachteile der Erdbestattung für immer zu beseitigen. Die Idee wurde erst 1874 wieder aufgegriffen. Italien erliess das erste Gesetz für ein Krematorium.

Bahnbrechend wirkte in der Schweiz die Schrift von Johann Jakob Wegmann-Ercolani, die 1874 in Zürich erschien. Dieser Initiant setzte sich durch, und die Stimmbürger der Stadt Zürich stimmten am 11. Februar 1877 dem Bau eines

Krematoriums zu. Am 19. Januar 1898 fand die erste reguläre Feuerbestattung statt.

Die neue Form der Bestattung hat nicht nur die Beerdigungsrituale, sondern auch die Friedhofarchitektur beeinflusst. Man stellte sich ein Columbarium vor. Im stillen Fach des hochgewölbten Raumes werde die Asche ruhen. Das einer Kirche ähnliche Columbarium soll zu ernster Betrachtung einladen. Das Bild zeigt Wandflächen mit Nischen zwischen Bögen, die an römische Thermen erinnern. Die Idee wurde von den Gegnern des Krematoriums scharf angegriffen. "Das Bekränzen und Anschauen einer Urne sei immer etwas Anderes, als das Verweilen an einem mit Liebe gepflegten Grabe". Die Idee wurde indessen von Architekten und Bildhauern allgemein positiv aufgenommen. Im 20. Jahrhundert haben sich die Urnenhallen und die Aufstellung der Urnen an den Wänden der Krematorien und in den Friedhöfen durchgesetzt. Ob Urne oder Sarg, die Beerdigung wurde weiterhin im herkömmlichen Rahmen durchgeführt.

Verwandlung der Friedhöfe

Im Totenbrauchtum des 19. Jahrhunderts gibt es einen nur schwer zu erklärenden Tatbestand. Auf der einen Seite widmete man den Toten grosse Aufmerksamkeit. Es wäre anzunehmen, dass sich dies auch auf die Friedhöfe, auf die Pflege der Gräber bezogen hätte. Das ist indessen nicht so. Von einer eigentlichen Grabmalkunst oder von Grabbepflanzung in grösserem Ausmass kann erst im 20. Jahrhundert gesprochen werden. So heisst es immer wieder: Unsere Friedhöfe sind ungepflegt. Grabsteine waren sehr selten, vereinzelt wuchsen Bäume oder Gras auf den Gottesäckern. Anstelle von Namen wurden mancherorts Nummern verwendet. Steinerne und eiserne Grabzeichen waren vielerorts direkt verboten. Man wollte alle gleich behandeln.

Einfluss der Reformation oder der französischen Revolution?

Ein französischer Einfluss ist nicht von der Hand zu weisen. Tatsächlich ist, vor allem in den Städten, aus dem stimmungsvollen Friedhof von 1800 ein Zentralfriedhof entstanden mit endlosen Hügelreihen, mit einem "wirren Wald von Kreuzen, Denksteinen und prunkenden Malen und mit der schematischen Schachbrettaufteilung". Das hat allerdings weniger mit einer veränderten Einstellung zum Tod als vielmehr mit der Säkularisation und mit dem sprunghaften Wachstum der Städte in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts zu tun.

Überlieferung und Zeitgeschmack

Die Städte, aber auch die grösseren Gemeinden kamen ohne gesetzliche Massnahmen nicht mehr aus. Die Gemeindeversammlung von Wenslingen (BL) beschloss, "die Gräber sollen alle gleich geziert sein, die der Reichen wie der Armen, nämlich jedes Grab erhält zu Häupten einen Grabpfahl mit einem einfachen Täfelchen mit dem Namen des Beerdigten".

Auch die Kantone begannen, den Friedhof zu reglementieren. "Der Tod wird verwaltet". Selbst die eidgenössischen Räte befassen sich mit Beerdigungsproblemen. Die Bundesverfassung von 1874 bestimmt in Artikel 53 Abs. 2, die Begräbnisplätze seien von den bürgerlichen Behörden zu verwalten: "Sie haben dafür zu sorgen, dass jeder Verstorbene schicklich beerdigt werden kann". Von nun an fiel die Ordnung des Begräbniswesens grundsätzlich in die Kompetenz der Kantone. Diese übertrugen ihre Befugnisse zum grossen Teil den Gemeinden. Die Folge war eine unglaubliche Mannigfaltigkeit. Neben sanitarischen Vorschriften gibt es Bestimmungen sozialer und ästhetischer Natur. Man begann Richtlinien über Material und Form der Grabdenkmäler aufzustellen. Erste Grabsteine aus Stein tauchten ab 1900 überall in der Schweiz auf. Eher selten waren Grabmäler aus Eisen. Beliebt war neben der Kreuzform der Anker als altes christliches Symbol. Er bildete aufrecht stehend das Grabmal. Auch Obelisken wurden teilweise als Grabmäler gewählt.

Bepflanzung der Gräber

Ebenso vielfältig wie die Grabmäler war der Blumenschmuck. Zu Beginn des Jahrhunderts waren die Blumen eher selten. An einzelnen Orten waren die Pflanzungen sogar verboten. So bestimmt die Friedhofsordnung von Bümpliz 1822. "Auf dem Kirchhof darf nichts gepflanzt werden, wohl aber mit Vorwissen des Pfarrers dürfen Denksteine errichtet oder Bürtelen (Bordüren nach Grösse des Grabes) angebracht werden".

Aus andern Orten wird berichtet, dass es zu Beginn des Jahrhunderts hohe Stauden, Buchsbäume und die Seivibäume gab. Sie verschwanden gegen 1900. Wenn es auf den Schweizer Friedhöfen Blumen gab, waren es Rosen (Zentifolien) oder Nelken. Gelbe Blumen waren verpönt. Gelb sei die Farbe der Falschheit wurde gesagt. Grosse Farbigkeit, bunte Blumen waren unerwünscht. Für die Kindergräber und die verstorbenen Ledigen wählte man weisse oder blaue Farbtöne. Blau war das Symbol der Unschuld.

Zwischen älteren und jüngeren Anpflanzungen, zwischen einem älteren oder einem neu angelegten Friedhof gab es grosse Unterschiede. Deutlich lassen sich zwei verschiedenartige Stile ausmachen. Es gab einen älteren Typ der Sträucher und Bäume, oft von kunstvollem Schnitt. Sie fehlen im neueren Friedhofbild. Nur wenige Leute bleiben den alten Rosen und den Stiefmütterchen treu. Die Gärtner empfehlen neue Blumensorten und Blumenarten. Offenbar gab es um die Jahrhundertwende auch künstlichen Blumenschmuck. Künstliche Sargblumen bewahrt auch das Museum für Volkskunde in Basel auf.

Unterschiedliche Friedhöfe in Stadt und Land

Die ländlichen Friedhöfe, vor allem in den katholischen Berggebieten, blieben der Tradition verpflichtet. Sie waren, wie auch die reformierten Anlagen, von

bescheidenem Zuschnitt. In den Städten ging alles einen anderen Gang. Die städtischen Friedhöfe werden in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu parkähnlichen Anlagen.

Ein grossartiges Beispiel für die neuen Ansichten und Strömungen bildet der Wolfgottesacker in Basel. Er war in seiner ursprünglichen Gestalt gewiss einer der schönsten künstlerisch gestalteten Friedhöfe des 19. Jahrhunderts. Die Trauer sollte in ewige Ruhe, sanfte Wehmut und das Gefühl der Versöhnung übergehen.

Auch in einem Friedhof können die verschiedenen Stil- und Zeitepochen abgelesen werden.

Wer freilich das erhalten gebliebene alte Brauchtum verfolgen will, muss sich in katholische Regionen begeben. Dort gab es beispielsweise bis am Ende des 19. Jahrhunderts die alte Institution des Ehebrettes oder Leichenbrettes. Es war dies ein Laden, auf welchen der Verstorbene gelegt wurde. Im Toggenburg, im Appenzell und in katholischen Thurgauergemeinden stellte man die Totenbretter längs des Weges auf. Der Vorübergehende konnte so der Toten gedenken. Auf den länglichen, schwarz bemalten Brettern waren Namen und Todestag, manchmal auch Bibelsprüche angebracht. Es fehlte auch nicht an persönlichen Mahnungen.- "Fromme Landleute beten, wenn sie vorübergehen, still ein Paternoster und Ave Maria zum Heil der Verstorbenen".

Das Museum für Volkskunde besitzt ein Leichenbrett aus dem Jahre 1856.

Das 20. Jahrhundert

Allgemeine Aspekte des 20. Jahrhunderts

Gewonnene Jahre: Um 1880 hat die Lebenserwartung bei der Geburt für Männer 40 Jahre, für Frauen 43,2 Jahre betragen. Heute erreichen die Männer ein Alter von 74,1, die Frauen von 80,9 Jahren, Einfach und drastisch ausgedrückt würde das heissen: Die Frauen haben 40, die Männer 31 Jahre gewonnen. Wahrhaftig ein grossartiger Erfolg der hochtechnisierten Medizin, der selbst die höchsten und kühnsten Prognosen übertroffen hat. Erstaunlicherweise blieb der Dank weitgehend aus. Ja, die Medizin geriet zusehends ins Kreuzfeuer der Kritik.

Inhumanes Krankenhaus, Apparate und Schläuche, hinter denen die Menschen verschwinden, dies sind nur einige der bekannten Vorwürfe. Unsere Gesellschaft, so hat ein Kritiker recht pointiert formuliert, wird "zur Alzheimergesellschaft alter, kranker, psychoorganisch eingeschränkter und einsamer Menschen".

Was haben wir gewonnen, so wird gefragt. Die Antwort: chronische Leiden, jahrelanges Siechtum, Sterbenwollen und Nichtsterbenkönnen. Der von vielen sehnlich erwünschte Sekudentod ist nur wenigen beschieden. Tatsächlich sterben immer mehr Menschen nach langer Bettlägerigkeit im Spital. Wie schön war's im 19. Jahrhundert, als man noch zu Hause sterben konnte! Im Jahre 1979 starben, um die letzte zur Verfügung stehende Zahl zu nennen, von 57'454 Menschen nicht weniger als 32'320 im Spital. Das sind genau 57,45 Prozent. Wie schnell der Wandel war, zeigen die Zahlen von 1951. Damals starben von 49'952 genau 22'474 Menschen im Spital, was 45 Prozent ausgemacht hat.

Im Gegensatz zu unseren Vorfahren kann heute der Sterbende nicht mehr selbst bestimmen, wie und wo er von dieser Welt Abschied nehmen will. Bis zum letzten Atemzug ist er jetzt in den allermeisten Fällen ein "Objekt medizinischer Bemühungen". Den Angehörigen ist das Erlebnis des Sterbens nahestehender Menschen verlorengegangen.

Für das Sterben im Spital werden viele Gründe namhaft gemacht. Die Pflege ist von den Angehörigen nicht mehr zu bewältigen, oder man hat keinen Platz in der Wohnung. Ein Grund wird meistens verschwiegen: man will keine Leiche mehr in der Wohnung oder im Haus haben. "Mitbewohnern wäre es befremdlich, zu wissen, dass jemand unter dem gleichen Dach im Sterben liegt. Und wer würde sich ohne Zögern heute in das gleiche Bett legen, in dem ein Familienangehöriger vor kurzem gestorben ist? Ein Verhalten, das früher selbstverständlich war".

Die Grundeinstellung zum Sterben hat sich gewandelt. Heute scheinen sich nur noch wenige Menschen auf den Tod vorzubereiten. Noch vor fünfzig Jahren sah es anders aus. Im Wissen um die Stunde des eigenen Todes liegt ein archaischer Zug. Noch im 19. Jahrhundert wussten viele Leute darum: "Eine solche Gewissheit ist nur möglich, wenn der Mensch in Harmonie mit sich selbst lebt, in die Stille seines Wesens hineinhört und die biologische Uhr wahrnimmt".

Der Tod ist sicher, die Stunde ist unsicher. In diesem Satz zeigt sich die Spannung, in welcher der Mensch lebt: Einerseits weiss er genau, dass er sterblich ist, andererseits kennt er über das blossе Faktum hinaus den Zeitpunkt des Todes nicht. Er will ihn gar nicht kennen. Der Tod wird verdrängt. Dies scheint zu den sicheren Wissensbeständen zu gehören. Vieles ist bekannt. Man weiss, dass früher die symbolische Sinngеbung des Todes durch die christliche Religion gegeben war. Dieses tragende Element, dieser Wert, ist inzwischen verlorengegangen. An dessen Stelle trat die "wissenschaftliche Weltanschauung". Das hat schwerwiegende Folgen. "Solange der Tod durch eine allgemeine Sinnenwelt gestützt und legitimiert wurde, konnte er vom einzelnen Menschen verstanden und akzeptiert werden. Sobald er aber nur noch den Charakter einer individuellen Drohung besitzt, muss er für den Einzelnen auch schmerzvoller und grauenvoller erscheinen und erlebt werden". Erstaunlich ist auch, dass der Unsterblichkeitsglaube nur in der westeuropäischen Zivilisation abnimmt. In den nicht europäischen Kulturen wird der Tod nicht als absolutes Ende, als das Nichts erfahren. Bei uns stehen die Menschen angesichts des Todes vor dem Nichts. Trifft diese summarische Aussage wirklich zu? Vor kurzem versuchte eine Gruppe von Wissenschaftlern mit einer Umfrage eine doch etwas differenziertere Antwort zu bekommen. Befragt wurden 2000 Schweizerinnen und Schweizer. Glauben Sie an Gott und an ein Leben nach dem Tod, lautete die erste Frage. Die Antworten: 87% der Befragten gaben an, an Gott zu glauben. Mit 94% wiesen die Katholiken einen höheren Anteil auf als die Protestanten mit 86%. An ein Leben nach dem Tode glauben 64% (Katholiken 76%, Protestanten 56%). Etwas mehr sagen die Antworten auf die zweite Frage aus, die das Leben nach dem Tode betraf. "Niemand weiss, was passiert": diese Ansicht vertraten 78% der Befragten. Die Kommentatoren folgerten daraus, dass man das Leben nach dem Tode nicht vollkommen verneint, sondern vielmehr, dass man Mühe hat, sich die letzte Bestimmung des Menschen nach dem Tod vorzustellen. Tatsächlich haben nur 28% die Aussage bejaht, dass es "nach dem Tode nichts mehr gibt". Anlass zu verschiedenen Überlegungen bietet die Tatsache, dass 25-35 % der befragten Personen keine dieser Fragen beantworten konnten oder wollten. Die Schweizer, so lautet der Kommentar, "haben eine höchst perplexе Einstellung zu ihrer letzten Bestimmung". Was heisst das nun? Nach dem Duden heisst perplex verwirrt oder bestürzt, was nicht ganz das gleiche ist. Es wäre wohl richtiger und wahrscheinlich auch genauer, wenn man von einer ambivalenten Einstellung, von einer weitverbreiteten Unsicherheit sprechen würde. Dazu kommt auch, dass den meisten Menschen das Vokabular zu diesem Thema fehlt. Vielen bleibt ein verhältnismässig bequemer Ausweg. Man tut so, als ob alles beim Alten geblieben wäre. Die Bestattungen werden nach wie vor in der Mehrzahl von traditionellen Zeremonien begleitet. Aber eben: es sind Zeremonien. Die Entwicklung erfolgte nicht schlagartig, sie ging stufenweise und je nach Region zeitlich und formal verschieden vor sich. Im Endeffekt ist das Ergebnis aber überall das gleiche: "Für die Öffentlichkeit beschränkt sich das Ritual bei

einem Todesfall auf einen einzigen Anlass, eine kurze Abdankungsfeier in der Kirche oder in einem entsprechenden Kultlokal (meist auf dem Friedhof". Wie sahen diese Stufen aus? Gab es deutliche Zäsuren? Gab es Regionen, in welchen sich der Wandel schnell und abrupt, andere in denen er sich langsam vollzog? Welches waren die treibenden Kräfte des Umbruches, und wie sahen die Kräfte der Beharrung aus? Zwischen den Leuten in einem Bergdorf und den Grossstadtbewohnern gibt es krasse Gegensätze. Damit ist kein Werturteil ausgesprochen. Es gibt nicht eine richtige und eine falsche Lebensweise, einen richtigen oder falschen Standort. Im grossen Spannungsfeld liegen einfach die Pole weiter auseinander als früher.

Ein erster allgemeiner Überblick zeigt, dass es in den ersten Jahrzehnten in unserem Jahrhundert verschiedene Phasen der Entwicklung gab. Ruhigere Abschnitte wechseln mit jenen von rascherer, ja stürmischer Gangart. Eine Zäsur bildet zweifellos die Zeit des Zweiten Weltkrieges.

Wir blicken in die Friedhöfe und versuchen zu zeigen, wie man trauerte.

Die "richtige" Zeit für das Begräbnis

Eine der Fragen der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in der Umfrage 1937-1942 lautete: Zu welcher Tageszeit findet das Begräbnis statt? Die Frage war eindeutig, und auch die Antworten fielen entsprechend klar aus. Deutlich treten konfessionelle Unterschiede zu Tage. In katholischen Gegenden fand die Beerdigung fast überall am Vormittag statt, und zwar meistens schon vor zehn Uhr. Die Bestattung hatte vor dem gewöhnlichen Werktagsgottesdienst stattzufinden, im Sommer also vor sieben Uhr und im Winter vor acht Uhr. Die Beerdigungen am Nachmittag waren eher selten.

In den reformierten Regionen wurde in dieser Zeit die Beerdigung auf elf oder zwölf Uhr angesetzt. Offensichtlich geschah das auch im Hinblick aufs Mittagsläuten: "Es läutet wie jeden Tag um zwölf Uhr, dann geht man gerade in die Kirche zum Leichengebet", wurde berichtet.

Es kam zunächst zu einzelnen, dann immer häufigeren Verschiebungen. Schuld seien die Zugsankünfte oder die Autobusverbindungen, wurde erklärt.

Beerdigt wurde an allen Wochentagen, nicht aber am Sonntag. Den Freitag wählte man im Tessin nur ungern. Es könnte sonst, so hiess es in Maggia (TI), im gleichen Jahr noch drei Beerdigungen aus der selben Familie geben. Man könne "auf diese Zeichen gehen", sagten die Einen; Andere, es sei reiner Aberglaube.

Das Grabgeläute

Zu Beginn unseres Jahrhunderts hatte man in Stadt und Land eine traditionelle Läuteordnung. Vor der Elektrifizierung der Kirchengeläute um 1950 ertönte ein unverwechselbares Glockenzeichen, dem bereits einige Informationen zu entnehmen waren. Das Grundzeichen bestand aus dem normalen Läuten der

Glocke, ein Vaterunser lang, und aus fünfzig einseitigen Klöppelanschlägen, dem sogenannten "Chlänkä", das eine gewisse Übung beim Ziehen des Glockenseils erforderte. Bei elektrischen Läutanlagen ist das "Chlänkä" nicht mehr möglich. Es wird durch ein längeres, unterbrochenes Glockenzeichen ersetzt, das der früheren Art inhaltlich entspricht- "Für eine männliche Person wird das Grundzeichen dreimal, für eine weibliche Person zweimal mit je einer kurzen Unterbrechung wiederholt. Weitere Informationen gibt die Wahl der Glocke. In Kirchen mit mehreren Glocken ist in der Regel die zweit kleinste die Totenglocke, die kleinste die Taufglocke. Für Erwachsene wird die gewöhnliche Totenglocke geläutet, für ein Kind, das vor der Erstkommunion (im zweiten Schuljahr) gestorben ist, die Taufglocke und für eine Person geistlichen Standes (einen Priester oder z. B. in Sarnen beim Tod der Äbtissin des Frauenklosters) die grosse Glocke". Der Sinn dieses Brauches: "Der Sage nach stiftete in der Halten ob Kerns der dortige Waldbruder Stephan um 1606 das sogenannte Bruderglöcklein, damit den Haltern gleich nach dem Tod "gchlänkt" werden könne und die armen Seelen ihren Gang ins Jenseits nicht erst antreten könnten, wenn in der weit entfernten Pfarrkirche die Totenglocke läutete. Dieser Vorstellung entsprechen verschiedene heute noch nebeneinander gebrauchte Ausdrücke für das Läuten der Totenglocke: 'äs lyted eim ds Änd; äs lyted eim überdurä'. Es war zugleich ein Aufruf zu einem fürbittenden Gebet für den Verstorbenen. Dieses konnte ein Vaterunser oder wenigstens ein Stossgebet sein wie 'Treescht Gott, erlees Gott diä arm Seel".

Zum eigentlichen Grabgeläute gehörten alle Glocken; es dauerte zwanzig Minuten. Wurde eine erwachsene männliche Person beerdigt, begannen das erste Zeichen und das Einläuten mit der grossen Glocke. Nach einem kurzen Unterbruch setzte das volle Glockengeläute ein. Mit der vierten kleinsten Glocke begann das volle Geläute und schloss mit der ersten. Beim Begräbnis von Kindern unter zwölf Jahren läutete die dritte Glocke, jenem von ledigen, aber jungen Gemeindegliedern wurde mit allen Glocken geläutet, ohne dass ein Unterschied nach dem Geschlecht gemacht worden wäre. Noch zu Beginn des Jahrhunderts wurde vor Ankunft des Trauerzuges mit allen Glocken geläutet. War der Trauerzug in der Nähe der Kirche, erfolgte ein kurzer Unterbruch. Trat man in den Kirchhof ein, setzte das volle Geläute wieder ein.

Das Erscheinungsbild der Friedhöfe bis 1950

Friedhöfe sind für die Volkskunde wichtige Indikatoren des Fühlens und Denkens. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die Gesellschaft für Volkskunde in ihrem grossen Fragekatalog auch einige Fragen über den Friedhof aufnahm. Eine Fragegruppe bezog sich auf die Grabpflanzen. Die Volkskundler wollten wissen, ob bestimmte Pflanzen oder Farben gemieden und andere bevorzugt würden. Die Antworten waren nicht immer eindeutig und manchmal sogar lückenhaft. Ein Bearbeiter des Antwortenmaterials meinte denn auch, gerade diese Lückenhaftigkeit sei ein "Dokument für die vorherrschende Haltung der neueren

Zeit, die kein allgemein verbindliches, traditionsgemäßes Meiden von Pflanzen oder Blumen mehr kennt". Leider haben die Leute nur selten gesagt, welche Gründe für die Ablehnung oder Bevorzugung einzelner Pflanzen vorhanden waren. Wir wissen also nicht mehr, ob dahinter eine traditionelle Pflanzen- oder Farbensymbolik lag oder ob einfach der Zeitgeist, die Mode, die Ästhetik beteiligt war. Sicher ist, dass man gewisse Pflanzen wie die Stinkende Hoffart (tagetes) mied. Vielleicht hat da der Name mitgespielt. Auch Kakteen oder Bäume waren verpönt. Eindeutig ist, dass man nach wie vor, wie schon im 19. Jahrhundert, gelbe Pflanzen mied. Gelb bedeute Hass, meinten die Leute. Es sei die Farbe der Falschheit. Gelb, das fand man allgemein, sei unpassend. Aber mit der Zeit wurde auch Gelb verwendet.

In katholischen Gebieten hielt man länger an alten Formen fest. Für ledige Erwachsene kamen keine roten Blumen in Frage. Nach katholischer Ansicht sollte man Ledigen überhaupt keine bunten Blumen geben. In den katholischen Friedhöfen dominierten auf Kindergräbern die weissen und blassen Farbtöne. Man wählte für Geistliche weiss, für junge Leute weiss und rot, für alte Leute gelb.

Für viele in der Zeit zwischen 1900 und 1950 neu angelegte Friedhöfe sind Pflanzvorschriften aufgestellt worden.

Es gab aber auch neue Bräuche: An Allerheiligen und Allerseelen wurden Kränze oder Tannäste aufs Grab gebracht. Erstaunlicherweise waren es einige Protestanten, die diesen Brauch von Katholiken übernommen hatten. Als neu wurde auch eine Sitte der Italiener bezeichnet, die an Allerheiligen und Allerseelen Kerzen aufs Grab steckten. Auch wurden an Weihnachten Tannenbäumchen mit Lichtern auf die Gräber gebracht.

Neue Tendenzen zeichneten sich auch für Grabschmuck und Grabmal ab. Die Gewährsleute der Umfrage der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 1937-1942 waren sich darin einig, dass die Grabmalkunst eine Erscheinung der neuesten Zeit sei. Immer wieder erklärten sie, man habe früher keine oder nur sehr wenige Grabzeichen gekannt. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wurde bei der Planung von Friedhöfen und der Aufstellung von Friedhofsordnungen ernsthaft erwogen, ob man überhaupt Grabzeichen und Grabmäler zulassen wolle. Man wagte es dann allerdings doch nicht, Verbote aufzustellen. Die wenigen Bilder, die wir von Friedhöfen aus den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts haben, vermitteln einen uneinheitlichen Eindruck. Individuelles Geschmacksempfinden (Liberalismus!) sowie das Angebot einzelner Grabmalgeschäfte dominierten. Die Folge war, dass Stil und Qualität der Grabmäler ganz unterschiedlich ausfielen. Das rief die Reformer auf den Plan. Anregungen gingen nicht nur vom Heimatschutz, sondern auch von kirchlicher Seite aus. Fragen ästhetischer und wirtschaftlicher Art verbanden sich mit Überlegungen sozialer und religiöser Gattung. Vor allem hat man - man denke an die Tendenzen des frühen Heimatschutzes - ausländische Einflüsse bekämpft. So gab es immer wieder Angriffe gegen "fremdländische Steine wie Marmor oder Massenerzeugnisse aus Gusseisen".

Man drang auf Einfachheit und Einheit. Wie schon früher schälten sich regionale Eigenarten heraus. Die Westschweizer bevorzugten steinerne Grabmäler, was wohl mit dem romanischen Kulturbereich zusammenhängt. In alpinen und voralpinen Regionen liebte man hölzerne Zeichen.

Das verbreitetste Material war in den ersten Jahrzehnten Stein. In vielen Regionen galten Steingrabmäler als Auszeichnung vornehmer und reicher Leute. Wie die Gewährsleute der Umfrage von 1937-1942 bezeugten, stammte das Rohprodukt, das Gestein, meistens aus der Region.

Wie die Kleider-, so wechselte auch die Grabmalmode. Noch vor 20 bis 30 Jahren, so wurde 1937 gesagt, habe man polierte Kunststeine bevorzugt. Jetzt seien die Natursteine grosse Mode. Gefragt waren eine Zeitlang Obeliskten oder abgebrochene Säulen wie steinerne Baumstrünke, die in kategorischer Weise an den allzufrühen Hinschied erinnern sollten. Ende der dreissiger Jahre schien die Mode vorbei zu sein. Ganz allgemein wurde das Bild des Friedhofes der dreissiger und vierziger Jahre von hohen schmalen Grabmälern dominiert, die liegenden Grabplatten mit rechteckigem Umriss traten in den Hintergrund. Neben den Pyramiden und "abgebrochenen" Säulen, deren Vorbild eindeutig auf die Antike zurückgeht, gab es mehrheitlich immer noch christliche Symbole. Die Kreuze aus Stein oder aus Metall, das auf den Stein montiert worden war, machen zwei Drittel der Grabmäler aus. Relieffartige, rechteckige Steine mit eingemeisselten Kreuzen stellen eine jüngere Entwicklungsstufe dar; sie setzte in den dreissiger Jahren ein.

Von der "Steinmode" profitierten viele einheimische Bildhauer und Handwerker. Völlig anders verlief die Geschichte der Holzgrabmäler. In manchen Orten und Landschaften waren sie unbekannt. Demgegenüber beherrschten sie in den Friedhöfen des alpinen oder voralpinen Gebietes das Bild. Es gab Holzkreuze für Kindergräber, Holzkreuze standen auch auf den Gräbern der Armen. Ganz allgemein ging aber der Anteil der Holzkreuze zurück, und sie wären da und dort überhaupt verschwunden, wenn es nicht zu einer Gegenströmung gekommen wäre. Sie wurde eingeläutet und gelenkt von der Heimatschutzbewegung. Schon im ersten Jahrgang 1906 der Zeitschrift "Heimatschutz" kam das Thema Friedhof zur Sprache, und gleich stand das Holzkreuz im Vordergrund. Auch an der Landesausstellung von 1914 propagierte man das Holzkreuz. Förderer waren neben den Heimatschutzleuten einzelne Pfarrer und Lehrer. Sie arbeiteten oft mit ortsansässigen Schreibern zusammen. Das Holzkreuz erwies sich als entwicklungsfähig. So brachte man in den vierziger Jahren Emailschilder mit Namen und Daten an; es tauchten Fotografien auf. Das Bild des Friedhofes wurde mannigfaltig und gleichzeitig wandlungsfähiger. Neu war auch, dass man auf frischen Gräbern als Provisorium ein Holzkreuz mit den Personalien anbrachte. Manchmal blieb das bei der Beerdigung getragene und aufs Grab gestellte Kreuz auch später das Grabmal.

Grabmäler aus Eisen oder Metall waren eher selten. Auf vielen Friedhöfen fehlten sie gänzlich. Dort, wo sie vorkamen, gingen sie eher zurück. Völlig anders sieht es in einigen Bündner Gemeinden aus. Hier waren die schmiedeisernen

Grabmäler recht zahlreich. Die alte Bündner Tradition starb nicht aus; vielmehr lebte sie erneut auf.

Zum Kreuz kam der Anker. Doch trat dieses christliche Symbol später in den Hintergrund. Wer lieferte die eisernen Grabmäler? Es waren meistens einheimische Geschäfte. Es gab aber auch Gusseisenkreuze französischen Ursprungs. Bekannt war eine Altdorfer Kunstschlosserei, die auch nach Einsiedeln lieferte, und berühmt waren die Schlosser und Schmiede von Lantsch (GR). Auch das eiserne Kreuz erwies sich als wandlungs- und entwicklungsfähig. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts traten Kreuze mit kleinen Kästchen auf, in denen künstliche Kränze untergebracht waren. In solchen Eisenkästchen konnten auch Fotografien und Gedenktafelchen aufbewahrt werden. Pietät und Tradition verschwisterten sich auf eigentümliche Weise. Erstaunlich ist, dass man in der gleichen Zeit altehrwürdige Zeugen der Vergangenheit entfernte. Zeichen einer fortschrittsgläubigen Zeit?

Die Analysen und Thesen der Forscher

Gemäss den Aussagen von Soziologen und Kulturanthropologen haben Sterben und Tod in der westlichen Welt seit 1950 einen neuen Stellenwert. Der Tod, so wird gesagt, sei ausgebürgert; er werde, ähnlich wie früher die Sexualität, zu einem Tabu. Die öffentliche Zurschaustellung der Trauer gelte als morbide. Die Trauer sei eine Krankheit, wer sie zeige, lege Charakterschwäche an den Tag. Tatsächlich wird der Tod neu definiert und anders empfunden. Als erstrebenswert, als ideale Lösung gilt der Sekudentod, der von unseren Vorfahren einstmals verabscheute jähe Tod. Geblieben ist die Todesangst; sie ist vielleicht noch grösser geworden: "Der Tod im Krankenhaus, der bewusstlos an Schläuchen und Drähten hängende Moribunde wird heute immer mehr zum volkstümlichen Bild." Man spricht nicht darüber, man wagt kaum, den Tod beim Namen zu nennen. Man sagt- "Wenn mir einmal etwas passiert" und nicht: "Wenn ich sterben werde". Auch das Wort "sterben" wird gemieden. Zwar gibt es immer mehr Ärzte, die die Meinung vertreten, man müsse einen Todkranken über seinen Zustand offen informieren. Auch gibt es neuerdings Anleitungen und Kurse für Sterbehilfe. Mehr und mehr wird der Umgang mit Sterbenden und Toten zur Domäne von Spezialisten wie Ärzten, dem Pflegepersonal und den Bestattungsinstituten. Es fehlt nicht der gute Wille, es fehlt vielmehr das Vermögen, den Sterbenden oder Trauernden Trost zu spenden.

Der Tod ist für viele Menschen nicht mehr die Tür zum ewigen Leben, sondern blosses Auslöschen. Kirchen und Religionen hätten, so wird verallgemeinernd behauptet, versagt: "Sie glauben zwar, in ihren Systemen über den Tod Konkretes sagen zu können. Fasst man aber nach, so muss man ins Leere - gebündelt in Leerformen - greifen". Weil der Tod einfach das Auslöschen bedeute, so erübrige sich eine aufwendige Ausstattung der Friedhöfe. Der Niedergang der Friedhofkultur sei vorprogrammiert.

Die Realität

Wie weit diese Feststellungen auch für die Schweiz zutreffen, wird im Detail zu untersuchen sein. Einzelne Anzeichen solcher Tendenzen konnten wir ja schon feststellen. Dass es aber in der Schweiz gewisse Gebiete gibt, in welchen die alten Traditionen und Vorstellungen mächtig geblieben sind, steht ausser Zweifel. Die Männer trugen früher ein Trauerband am Oberarm (Trauerflor), heute ist der schwarze Knopf üblich. Tanz und gesellige Unterhaltung sind zu meiden. Aber das wird nicht mehr so genau genommen, und Verstösse gegen die einst streng gehaltene Vorschrift sind häufig".

Verhältnismässig gut erhielten sich die alten Toten- und Trauerbräuche auch im Wallis. Erhalten hat sich der Brauch, während des Trauerzuges die Storen der Verkaufsläden zu senken und die Türen zu den Wirtschaften zu schliessen. Auch ist es heute noch Brauch, dass vorbeikommende Wagen anhalten und dass die Männer den Hut oder die Kappe vom Haupt nehmen.

Der Brauch, während des Trauerzuges die Läden zu schliessen und, die Arbeit sofern sie laut war, zu unterbrechen, hat sich auch in einigen Regionen des Waadtlandes erhalten. Alte Beerdigungsrituale erweisen sich als zäh. Der pferdebespannte Leichenwagen ist fast überall verschwunden und durch ein Automobil ersetzt worden. Wie stark all diese Begräbnisrituale verankert waren, zeigt ein weiteres Beispiel. Als die Frauen begannen, den Toten auf den Friedhof zu folgen, wurde das vielerorts als revolutionär bezeichnet.

Auch die Leichenpredigten sind eher selten geworden. Meistens kennt der Pfarrer den Toten nicht, und man beschränkt sich darauf, biographische Daten vorzutragen. Hin und wieder spricht ein Freund oder ein Vorgesetzter, vielleicht der Direktor eines Unternehmens, zur Trauergemeinde. Auf dem Friedhof gibt es immer noch Leute, die einige Blumen ins Grab werfen. Man weiss nicht mehr so recht, was gilt und was nicht. Die alten Formen und Bräuche kann man wegen des Verkehrs und des Mangels an Parkplätzen nicht wiederherstellen. Es wird allmählich auch schwierig, die alte Sitte des Leichenmahls aufrecht zu erhalten. Hier wie anderswo beginnen diese Mahlzeiten in einer ernsten Atmosphäre und enden oft fröhlich. Es sei eben schwierig, das zu verstehen, sagte ein Lausanner Professor der Theologie. "Aber vielleicht entspricht es einem menschlichen Bedürfnis"

Modern und effizient - Die Bestattungsinstitute

Im Gegensatz zu Amerika, wo es schon zu Beginn dieses Jahrhunderts Bestattungsinstitute gegeben hat, sind diese in der Schweiz jüngsten Datums. Das erste Institut in Zürich wurde zum Beispiel erst im Jahre 1968 gegründet. Ihre Geschichte ist trotz einer Arbeit am Volkskundlichen Seminar der Universität Zürich noch nicht restlos geklärt. In Deutschland scheinen die Bestattungsunternehmen aus Schreinereien, Fuhrunternehmen, Gärtnereien und

Grabbildhauereien entstanden zu sein. Das dürfte im Grossen und Ganzen auch für die Schweiz zutreffen. Sicher ist, dass einzelne unternehmungslustige Leute eine Marktlücke entdeckten. Sicher ist auch, dass diese Unternehmen in den Städten entstanden und dass ihre Tätigkeit auf die Stadt beschränkt blieb. Hier waren einfach viele Menschen angesichts eines Todesfalles überfordert und unsicher. Es gilt ja an vieles zu denken: Gänge zum Zivilstands- oder Bestattungsamt, Besuch der Angehörigen, das Schreiben von Adressen, Bestellung von Geistlichen und Musikern, Reservationen von Lokalitäten für das Leichmahl, Transporte von Blumen und Kränzen, Bestellung von Sammeltaxis. In andern Städten müssen die Bestattungsinstitute auch Einsargen, Überführen der Leiche usw. übernehmen. Der Leistungsbereich ist verschieden. Das ist auch der Grund, weshalb sich diese Unternehmen nicht überall gleich stark entwickelten. In Basel gibt es 7, in Bern 16, in Chur 3, in Freiburg 9, in Genf 5, in Lausanne 9, in Luzern 4, in St. Gallen 1, in Sitten 4, in Solothurn 2, in Zürich 2

Bestattungsinstitute. Je nachdem, ob eine Stadt für einen Todesfall Leistungen erbringt, sind auch der Platz und die Entwicklungsmöglichkeiten für ein Bestattungsinstitut gegeben. Wie weit neben vielen praktischen Fragen auch die Mentalität hineinspielt, ist schwer auszumachen. Vielleicht hilft die Aussage des Inhabers eines solchen Institutes weiter. Er sagte anlässlich eines Interviews mit zwei Volkskundlern. "Es hat eine grosse Veränderung in diesem Bereich des Sterbens stattgefunden. Als ich angefangen habe, das war um 1967, galt es fast als makaber, vom Tod zu sprechen. Heute aber ist der Tod ein viel angesprochenes Thema: Tod, Leben nach dem Tod usw. Es ist heute in Wirklichkeit Mode, über den Tod zu sprechen.

Nach diesen Worten wundem wir uns nicht mehr, weshalb sich Bestattungsinstitute vor allem in der Westschweiz so stark entwickelten. Doch gerade hier stiessen sie auch auf harsche Kritik. Hier kam es hin und wieder zu heftigen Konkurrenzkämpfen und komischen Situationen. So wurde 1977 in Morges eine Leiche zweimal von rivalisierenden Bestattungsunternehmen eingesargt. Wie stark man diesen Unternehmungen misstraut, kam in den Gesprächsrunden klar zum Ausdruck. Man nimmt zwar ihre Dienstleistungen wohl oder übel an, doch sieht man es nicht gern, wenn kommerzielle Unternehmungen in die Intimsphäre eingreifen. Aller Kritik zum Trotz sagte ein Mann aus Orbe: "Man muss anerkennen, dass diese Institute heute aus den Städten nicht wegzudenken sind". Ein Lausanner fügte bei: Man wird da recht gut bedient und ich wurde in verschiedenenschwierigen Situationen gut unterstützt. Ein Mann meint gar, dass die Bestattungsinstitute mithelfen, die Tradition auf dem Gebiet des Totenbrauchtums weiter zu pflegen.

Recht aufschlussreich sind die Aussagen des Basler Bestattungsunternehmers Hardi Leuenberger. Sein Geschäft befindet sich genau gegenüber dem Haupteingang des Friedhof "Am Hörnli" in Basel. "Ich mache alles, was mit dem Tod zusammenhängt. Leichentransporte und Erbvollstreckungen, Grabmalgestaltung und Wohnungsräumungen, seit einigen Jahren auch Abdankungen. Sein Unternehmen stösst zwar da und dort auf Kritik, doch sein

Erfolg gibt ihm recht: "Wir haben eine rege Nachfrage, derzeit rund sechs bis acht Abdankungen pro Monat, und die Tendenz ist zunehmend". Zu Leuenberger kommen die Angehörigen von Verstorbenen, die nicht aus religiösen Gründen aus der Kirche ausgetreten sind, sondern um die Kirchensteuern zu umgehen. Es sind dies Menschen, die aus irgend einem Grund ihr Vertrauen in die Institution Kirche verloren haben. Beim Kirchenaustritt wird ihnen gesagt, sie könnten die Dienste der Kirche nicht mehr in Anspruch nehmen. Sie nehmen deshalb Leuenbergs Dienste dankbar an.

Bestattungsfeiern mit und ohne Kirche

Vielfalt der Bräuche in Stadt und Land - katholische und protestantische Traditionen - Erdbestattung oder Kremation - es sind nur einige Stichworte, die geeignet sind, die ganze Komplexität dieses Themas zu umreißen. Dazu kommen einige verhältnismässig neue Probleme. Was sagt und was macht die Kirche angesichts der Wünsche der Freidenker? Wie verhalten sich geistliche und weltliche Behörden gegenüber jenen Menschen, die zwar die Religion bejahen, die traditionell christlichen Kirchen aber ablehnen und die diesen Entschluss mit dem Austritt aus der Kirche untermauern? Was tun die Angehörigen, was die Pfarrer? Gewiss, die kirchlichen Zeremonien nach einem Todesfall sind immer noch die Regel. Wohl oder übel mussten sich die kirchlichen wie die weltlichen Behörden mit dieser Frage befassen. Resultat der Beratungen und Diskussionen ist eine Informationsschrift der Basler Kirchen, die 1993 herauskam. Sie zeigt dass die Kirchen im Todesfall grosszügig sind. In der Informationsschrift heisst es: "Der Kirchenaustritt beinhaltet auch den Verzicht auf eine kirchliche Bestattung". Das tönt zunächst hart. Da wird kein Zweifel offen gelassen: draussen ist draussen. Doch die Kirchen verschliessen sich "angemessenen Lösungen" keineswegs. "In diesem Fall führen wir, besonders dann, wenn hinterbliebene Angehörige noch der Kirche angehören, die Abdankung durch", sagte Xaver Pfister, der als Leiter der Informationsstelle die Informationsschrift mitverfasst hat. Peter Felber vom Amt für Information der evangelisch-reformierten Kirche schreibt: "Vom Ansehen her sind wir immer noch eine Volkskirche, deshalb sind wir grosszügig". Und weiter führt er aus: "Man soll Hilfesuchende nicht bei einem Todesfall bestrafen und disziplinieren. Für die meisten Menschen bedeutet der Kirchenaustritt ja nicht auch den Austritt aus dem christlichen Glauben".

Wie eine Bestattung ausserhalb der Kirche aussieht, hat Maria Schoch 1993 geschildert: "Die Trauergemeinde hat sich in einer der Kapellen auf dem Friedhof am Hörnli am Rand von Basel versammelt, um Abschied zu nehmen vom Ehemann, Vater, Onkel, Freund, Arbeitskollegen. Blumen schmücken die Kapelle, Fresken mit Bibelszenen, christliche Symbole. Orgelmusik ertönt. Die Abdankung beginnt. Vom Ablauf her folgt die Abdankung dem gewohnten Muster. Die Worte des Redners allerdings mögen manchem der hier versammelten Trauernden dann aber fremd, eigenartig vielleicht, vorkommen.

Statt von Gott und dem ewigen Leben ist da die Rede von Schicksal und von der Landschaft der Sehnsucht, statt Bibelzitate eine Passage aus Pasternak, statt Lebenslauf ein Charakterbild, statt Gebeten eine Schweigeminute". Der Verstorbene war schon vor Jahren aus der reformierten Kirche ausgetreten, und seine Ehefrau wandte sich an die Freidenkerunion der Region Basel, die in verschiedenen Zeitungsinseraten einen Bestattungsrednerdienst anbot. Die Union vermittelte den pensionierten Kaufmann Peter Liechti. Er erfüllt diese Aufgabe seit Jahren, weil er Abdankungen als eine Art Dienstleistung ansieht, und er kommt sich keineswegs als Lückenbüsser vor. Die Nachfrage nach Abdankungen ausserhalb der traditionellen Kirchen, so argumentiert er, steigt weiter, und viele Menschen sind froh, jemanden gefunden haben, der in der Lage ist, eine würdige Abschiedsfeier mitzugestalten. Kirchenfremde Bestattungsredner haben es, so Maria Schoch, "leichter, die traditionellen Rituale hinter sich zu lassen und neue Wege zu gehen". Allerdings versuchen die Pfarrer der Kirchen, den Wünschen der Angehörigen nach alternativen Abschiedsritualen ebenfalls entgegenzukommen und auf die Individualität des Toten einzugehen. Dabei möchten sie allerdings wissen, wo ein Verstorbener in seinem Leben stand. Sie sage nicht nein, selbst wenn es sich um einen Fall von Kirchenaustritt handele: "Eine Trauerfeier ist auch Trost für Angehörige, die vielleicht noch in der Kirche sind, und das ist die Motivation, die Abdankung trotzdem durchzuführen. Vielleicht bietet sich so dem Einen oder Anderen die Gelegenheit, sein Bild von der Kirche zu revidieren. Ob es sich indessen um eine konventionelle oder eine neuartige, alternative Abdankung handelt, ob der Verstorbene Kirchenmitglied war oder nicht, ob ein Pfarrer oder ein kommerzieller Bestattungsunternehmer die Abdankungsfeier hält, der Umgang mit dem Tod, der Abschied von einem Verstorbenen ist in jedem Fall schwierig. Doch seit einigen Jahren wollen viele Menschen von Ritualen nichts mehr wissen. Sie bestatten den Verstorbenen vielmehr in aller Stille, wie es so immer wieder in den Todesanzeigen zu lesen ist. Andere suchen nach neuen Wegen, wie man mit einer Abdankung dem Verstorbenen am ehesten gerecht würde. So gestaltete in Basel ein Paar für ihr verstorbenes Kind eine Zeremonie mit den Elementen Wasser und Sand, und so machte ein junger Mann aus dem Grabschmuck seiner verstorbenen Frau einen Dschungel. Einige Kinder gaben ihrem tödlich verunfallten Spielkameraden ein Tuch mit ins Grab. Auf das Tuch hatten sie ihre gemeinsamen Erlebnisse gemalt. Neuerdings werden einem Verstorbenen auch Gegenstände mit ins Grab gegeben, die in seinem Leben eine ganz besondere Rolle spielten, sei es nun eine CD, sei es eine Tierfigur oder auch nur eine letzte Zigarette. Selbst die Pfarrer sowohl der römisch-katholischen wie auch der evangelisch-reformierten Kirche versuchen, den Wünschen der Angehörigen so weit wie möglich entgegenzukommen. Hin und wieder wird allerdings übersehen, dass traditionelle Abdankungsrituale eben auch ihren Sinn hatten. "Sie gaben und geben den Trauernden Halt in einer emotional schwierigen Zeit". Solchen Forderungen und Wünschen wird heute in der katholischen Innerschweiz immer noch Rechnung getragen.

Der Tod ist für die Christen kein Punkt und auch kein Fragezeichen, sondern eine Doppelpunkt: Ende und Anfang und darum Übergang".

In einem gewissen Sinn gilt das auch für die jüdischen Gemeinden. Für sie haben Tradition und alte Bräuche einen hohen Stellenwert. Angehörige und Freunde treffen sich in der Abdankungshalle auf dem Friedhof. Hier hält der Rabbiner oder sein Stellvertreter die Trauerrede; sie wird umrahmt von Gebeten und Psalmen, die der Vorbeter in einer klagenden Melodie vorträgt. Der schwarzbedeckte Sarg ohne Blumen steht vor der Gemeinde. Eindrücklich ist der Gang zum Grab. Voraus schreitet der Vorbeter, Psalmen rezitierend. Der Sarg wird ins Grab gesenkt, und jeder wirft mit einer Schaufel drei Schollen Erde darauf. Dazu wird ein Bibelvers gesprochen: "Staub bist du, und zum Staub kehrst du zurück". Ist der Sarg vollkommen mit Erde bedeckt, sagen die engsten Hinterbliebenen das Kaddisch-Gebet, eine Lobpreisung Gottes, das sie nun elf Monate lang und dann jeweils am Jahrestag des Todes bei jedem Gemeindegebet wiederholen werden. Am Ende der Trauerfeier nehmen die Trauernden das Leid ab. Ein Leichenmahl findet nicht statt, hingegen kommen im Lauf der nächsten sieben Tage Verwandte und Freunde ins Trauerhaus, um Trost zu spenden und gemeinsam zu beten.

Das moderne Erscheinungsbild der Friedhöfe

Schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurden die Friedhöfe in zunehmendem Masse organisiert und verwaltet. Diese Tendenz setzt sich nach 1950 in steigendem Ausmass fort. Da werden die Masse der Grabdenkmäler vereinheitlicht, die zugelassenen Materialien und Formen festgelegt. Selbst die Bepflanzung wird reglementiert. In einzelnen Friedhofsreglementen der Westschweiz werden die Grableuchten untersagt. In Zürich sind emaillierte Fotos der Hinterbliebenen auf den Grabsteinen nicht mehr zugelassen. Der Chefbeamte hat dafür eine Begründung. "Wir möchten eine Grabmalkultur, nicht ein Fotoalbum auf dem Friedhof". Die Hinterbliebenen können hier ihre Gräber nicht mehr selber bepflanzen. Erlaubt wird der Einkauf von Pflanzen. Eingesetzt werden sie aber vom Friedhofsgärtner. Dafür wird eine jährliche Pflagesteuer erhoben. Man spricht von einer "obrigkeitlich verordneten Friedhofkultur". Kann sie volkstümlich werden? Wird der kreative Umgang der Hinterbliebenen mit dem Tod und dem Verlust verunmöglicht? Es scheint nicht der Fall zu sein. Indem sie sich am Grab zu schaffen machen, versuchen die Hinterbliebenen, Gefühle wie Liebe oder Dankbarkeit auszudrücken. Für viele trifft das zu, was der Volksmund zu wissen glaubt: sie holen nach, was sie zu Lebzeiten vielleicht versäumt haben. Doch diese Grabbesuche haben noch einen andern Grund. Die Hinterbliebenen zeigen der Umwelt auf diese Weise, dass sie den Kontakt zu den Toten haben. Man zeigt demonstrativ intakte Familienverhältnisse. Erstaunlicherweise wissen die regelmässigen Friedhofsgänger selbst einer Grosstadt, wer ein Grab pflegt oder wer nicht. Soziale Kontrolle spielt also noch heute nicht nur auf ländlichen, sondern auch auf städtischen Friedhöfen eine Rolle.

Selbst wenn es sich um grosse Grabfelder handelt, müssen sie nicht unbedingt

anonym oder unbelebt bleiben. Das ist nicht selbstverständlich, denn Zürichs Friedhöfe sind so gross wie die Altstadt. Auf 1,25 km² verteilen sich nicht weniger als 19 städtische Anlagen. Sie sind teilweise recht alt, zum Teil aber erst im 20. Jahrhundert eröffnet oder erweitert worden. Insgesamt zählt man rund 76'900 Gräber. Dazu kommen jährlich 3000 neue, und ebenso viele werden wieder aufgehoben.

Modelle oder Ziele der Zürcher Friedhöfe sind bekannt und deutlich.

Architektonisches Leitbild bleibt nach wie vor der landschaftliche Friedhof. Pathos und grosses Monument sind verpönt. Das Ganze soll überblickbar, unauffällig und einfach bleiben. Hohe Mauern und übergrosse Familiengrabmale in schwarzem Marmor, wie sie auf den ältesten Friedhöfen noch immer zu sehen sind, sind eher unerwünscht. Der Besucher könnte denken, er sei gegenüber dem Letzten klein und nichtig.

Selbstverständlich haben die Friedhöfe ihre eigene Infrastruktur. Für die Besucher gibt es viele Spazierwege, Sitzbänke, WC-Anlagen und Parkplätze. Ja, der Friedhof ist selbst Bildungsstätte, besitzen doch manche Baumlehrpfade. Auf einem Friedhof kann ein botanischer Führer bezogen werden. Auch gibt es Museen mit Zeugnissen alter Grabmalkunst.

Vorrangiges Ziel ist nach wie vor die Ruhestätte für die Verstorbenen; der Friedhof soll Ort der Trauer und Besinnung bleiben.

Auf den Friedhöfen trifft man überwiegend über fünfzigjährige Besucher, mehr Frauen als Männer. Viele Frauen gehen gruppenweise auf den Friedhof, die Männer fast immer allein oder mit ihren Ehefrauen oder Familien. Man kann bei den Hinterbliebenen drei Gruppen ausmachen, erstens einmal jene, die nie, dann eine zweite Gruppe, die nur an den Totengedenktagen wie Ostern, Allerheiligen, Weihnachten oder am Todestag, und schliesslich eine dritte Gruppe von Leuten, die regelmässig, das heisst wöchentlich oder gar täglich das Grab besuchen. Allen diesen Leuten gemeinsam ist, dass sie nie von den Gräbern, sondern immer und in erster Linie vom "eigenen Grab" reden. Alle sagen, wenn sie durchs Tor gehen: Ich gehe jetzt "zu meinem Grab". Ein Grab ist eine Art Privatgärtchen. Man pflegt und hegt es mit Hingabe und Selbstverständlichkeit, obwohl es im Merkblatt 2 des Bestattungs- und Friedhofamtes der Stadt Zürich deutlich heisst: "Das Setzen und der Unterhalt der Pflanzen wie auch das Säubern der Gräber sind Sache des Friedhofpersonals". Aber es gibt ja viele Möglichkeiten, den Pflanzen Wasser zu geben; man kann auch ein kleines Blumenstöcklein mitbringen und es, anstatt es pflichtgemäss dem Gärtner abzugeben, selber einpflanzen. Die Werkzeuge sind fein säuberlich in den Taschen versteckt. Über die Verstorbenen wird nicht oder nur selten gesprochen. Es gibt mancherlei Themen: Man spricht über das Wetter, die Blumen, vielleicht auch einmal über eine Wahl, über eine Abstimmung. Vor sich hin zu singen oder gar zu beten fällt eher schwer. Man zeigt seine Gefühle nicht gern und deckt die Verlegenheit mit Geschäftigkeit. Tränen sieht man selten, ausser an Weihnachten, in einer Zeit, in der viele Menschen zu schwermütigen Gedanken neigen. Doch auf dem Friedhof ist man diszipliniert. Geweint wird nur, wenn man nicht beobachtet wird. Was

für ein Gegensatz zu den Klageweibern des 18. Jahrhunderts! Dass man auf dem Grab nicht pflanzen darf, wissen die allermeisten Besucherinnen und Besucher nicht. Wer es erfährt, ist erstaunt, und einzelne beschweren sich hin und wieder. Die Friedhofgärtner aber haben gute Argumente: Wie sähe das aus, wenn Hunderte mit Schaufelchen und Häckelchen antreten würden, um damit auf den Gräbern herumzustochern, und selbst auf dem Grabfeld des Nachbarn Spuren hinterliessen. Möglicherweise käme es zu zahllosen "Gräberkriegen", und die Friedhofverwaltung würde die Übersicht verlieren. Manche Gräber wären dann überhaupt nicht gepflegt. Die Friedhofverwalter verfügen über eine grosse Erfahrung: "je gleichartiger die Gräber sind, desto weniger reklamieren die Leute", sagen sie. Als zu Beginn der achtziger Jahre die Gräber im Sommer einmal mit Begonien der verschiedensten Farben angepflanzt worden waren, reklamierten viele Leute. Sie wollten wissen, wieso nicht diese oder jene Farbe auf ihr Grab gekommen sei. Neuerdings erfolgt die Farbzuteilung nach einem Schema, das vom friedhofeigenen Computer errechnet wird. Jedes Jahr wechselt die Farbe, und wer wissen will, weshalb auf dem Grab nicht weisse oder blaue Blumen blühen, kann die Auskunft erhalten, im nächsten Jahr würden blaue Blumen gepflanzt. Das Ganze ist wohlkontrolliert und gut organisiert. Auf Ostern erscheinen Frühlingsblumen, auf Pfingsten die Sommerblumen und auf Allerheiligen die Erikastöcke. Manche Besucher wissen das und kontrollieren es auch.

Auf den Zürcher Friedhöfen gibt es - wie übrigens auf den allermeisten andern auch - nicht nur für die Pflanzen, sondern auch für die Menschen Vorschriften. Es wird genau gesagt, was hier erlaubt ist und was nicht. Gestattet sind Stricken, Lesen und Essen, sofern man es diskret auf einer Bank macht. Als ungebührlich betrachtet man das Sonnenbaden, und verboten sind Fussballspielen sowie Velofahren. Auch darf man keine Hunde mitnehmen oder sich zu einem Picknick niederlassen. Das Joggen ist ebenfalls untersagt. Trotz diesen Vorschriften gibt es viele Dinge, die ungebräuchlich sind. Vieles ist verboten, ohne dass es ausdrücklich gesagt wird. Da gibt es immer wieder kleinere oder grössere Diebstähle. Blumen, Kerzen und Laternen werden weggenommen oder auf ein anderes Grab gebracht.

Die Gräber sprechen für sich. Sie vermitteln ein genaues Bild der lokalen, regionalen oder gar nationalen Friedhofkultur. Zunächst einmal sagt die Wahl des Grabtypus viel aus. Privatgräber oder deren billigere Variante, die sogenannten Urnengräber, sollen eine Familie über den Tod hinaus zusammenhalten. So werden bestehende Strukturen für eine ganze Ewigkeit zementiert. Heute können selbst jene, die über grosse Finanzen verfügen, ihren Reichtum nicht mehr mit einem grossen Grabmal zur Schau stellen. Die Grabmalvorschriften setzen Grenzen, demokratische Grenzen, könnte man sagen. Aber innerhalb dieser Grenzen gibt es einen gewissen Spielraum, der bis heute voll ausgenützt wird. Beweis: Nur wenige Menschen (6% der Zürcher) lassen sich in den Gemeinschaftsgräbern bestatten. Bei diesen wenigen handelt es sich keineswegs um Verlassene oder gar um Namenlose, sondern vielmehr um Personen, die ihren Entschluss auf Grund reichlicher Überlegungen gefasst

haben. Ein weiteres interessantes Faktum: Nur wenige nehmen die Urne mit nach Hause. Dies wäre ohne weiteres erlaubt, widerspricht aber wohl einer inneren Einstellung. Die Asche eines Verstorbenen ist ja nicht irgend etwas, womit man beliebig umgehen kann. Zudem möchte man, dass die Liebesdienste für die Toten sichtbar sind.

Einige Probleme bereiten die Urnennischen. Sie sind zwar pflegeleicht und billig, aber sie können nicht mit Blumen geschmückt, sondern nur mit dem Namen des Toten versehen werden, was viele Hinterbliebene stört. Sie haben es deshalb in verschiedenen Friedhöfen durchgesetzt, kleine ansteckbare Vasen anzubringen. Die Besucher bringen Blumenschalen mit, die sie am Fusse der Wand abstellen, allerdings nicht ohne auf einem Zettel zu notieren, für welchen Verstorbenen die Blumen gedacht sind.

Aber die "Grabsteinschau" sagt bei näherer Betrachtung und Analyse doch auch einiges über die kultische Seite aus.

Seit ein paar Jahren sind im Rahmen gewisser Grössenvorschriften Dinge erlaubt, die vordem undenkbar waren. Der Spielraum wird voll ausgenützt, und so wird der Friedhof langsam ein neues Gesicht bekommen. Es geht nicht allein um eine Säkularisation, sondern auch um die Trauerbewältigung auf eine neue Weise. Eine Mutter gestaltete den Grabstein für ihr verunfalltes Kind selbst. Nachdem sie sich die nötigen Arbeitstechniken angeeignet hatte, schuf sie aus Granit in harter Arbeit ein Grabmal für ihr totes Kind.

Rationalität, Reglementierung und Gleichmacherei - haben sie den natürlichen Umgang der Hinterbliebenen mit dem Verlust und dem Tod erschwert oder gar verhindert? Es gibt auch gegenläufige Entwicklungen und Bewegungen. Ein schönes Beispiel sind die Kerzen auf Gräbern an Allerheiligen und Weihnachten. Dieser Brauch hat in letzter Zeit an Bedeutung gewonnen, und er eroberte auch neue Gebiete. Manchmal wusste man nicht, dass es sich - vor allem in katholischen Regionen - um einen Rückgriff auf alte Traditionen handelte. Doch auch dieses Geschehen entging den wachsamen Augen der Behörden nicht. So heisst es in den Vorschriften über die Friedhof- und Grabmalgestaltung für die Friedhöfe der Stadt Luzern von 1965: "Das Aufstellen von Laternen, Lampen und dergleichen auf den Gräbern ist nicht zulässig. Es wird auf Zusehen hin während der Dauer der Weihnachtstage geduldet". Auch an Allerheiligen und Allerseelen werden Grablichter geduldet.

Neu war, dass auch reformierte Gräber mit Kerzen geschmückt wurden.

Zunächst scheinen vor allem die Kindergräber mit Kerzen geschmückt worden zu sein.

Unverkrampter Umgang mit dem Tod, das zu erreichen ist heute das Anliegen von vielen Ärzten und Psychologen. Die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wirkende Schweizer Ärztin Elisabeth Kübler-Ross hat mit ihren vielen Büchern und Fernsehsendungen unzählige Menschen geholfen, dem Sterben und dem Tod gelassen entgegen zu gehen. Sie betont immer wieder von Neuem, dass der Tod nur "ein Übergang in eine andere Form eines andern Lebens auf einer andern Frequenz" sei. Weiter sagt sie: "Der Moment des Todes

ist ein ganz einmaliges, schönes, befreiendes Erlebnis, das man erlebt ohne Angst und Nöte". Zu dieser Schlussfolgerung kam sie auf Grund ihrer Erlebnisse an Hunderten von Sterbebetten. Für Elisabeth Kübler-Ross bedeutet die Beschäftigung mit dem Tod nicht eine Flucht vor dem Leben. Sie lässt vielmehr den Menschen bewusster und konzentrierter leben und bewahrt ihn davor, "viele Zeit für unwichtige Dinge zu vergeuden". Von ähnlicher Art ist der Forschungsansatz der Psychologie und namentlich auch der Tiefenpsychologie. Erst kürzlich haben die drei Psychologinnen Aniela Jaff, Lilian Frey-Rohn und Marie-Louise von Franz die Forschungsergebnisse publiziert, die sie auf Grund von Träumen von dem Tode Nahestehenden erhielten. Diese drei Forscherinnen verstehen das Erlebnis des Todes "als eine Wandlung zu einem neuen Sein. Gestützt auf psychologische Erfahrungen wird der Tod nicht nur als Ende, sondern auch als Beginn eines 'Ganz- Anderen' verstanden".

Bundesverfassung Art. 53²

Die Verfügung über die Begräbnisplätze steht den bürgerlichen Behörden zu. Sie haben dafür zu sorgen, dass jeder Verstorbene schicklich beerdigt werden kann.

Von Gemeinde zu Gemeinde gibt es andere Regeln und Bestimmungen für das Verhalten nach einem Todesfall. In manchen Gemeinden gibt es ein Bestattungsinstitut, welches die Organisation der Beerdigung und Todesanzeige übernimmt. Mancherorts sorgt die Gemeindeschreiberei für die Beerdigung (benachrichtigt Totengräber, Pfarrer, Organisten,...). Ein gewisser Ablauf ist aber trotzdem einzuhalten.

1. beim Tod zu Hause (ohne Bestattungsinstitut)

- 1.1. Wenn ein Angehöriger zu Hause stirbt, muss ein Arzt konsultiert werden, welcher den Tod feststellt und den Todesschein ausstellt.
- 1.2. Für die Anzeige des Todes beim Zivilstandsamt ist ein Angehöriger verantwortlich (Ehegatte, Eltern oder Kinder oder deren Ehegatten). Sind keine Angehörigen vorhanden, sind der Reihe nach folgende Personen für die Anzeige verantwortlich: die dem Verstorbenen nächstverwandte Person, der Vorsteher des Haushaltes, in welchem der Tod erfolgte, schliesslich jede Person, die beim Tod dabei war oder die Leiche gefunden hat. Die Anzeige muss innert zwei Tagen beim Zivilstandsamt erfolgen. Mitzunehmen sind: Todesschein, Familienbüchlein und Niederlassungsbewilligung.
- 1.3. Das Zivilstandsamt trägt den Tod ins Todesregister ein. Die anzeigepflichtige Person muss im Todesregister unterschreiben.
- 1.4. Das Zivilstandsamt stellt die Todesanzeigebescheinigung aus. Diese muss man der Begräbniskommision (dem Friedhofgärtner bei Erdbestattung) oder dem Krematorium vorweisen, um die Leiche anzumelden.
- 1.5. Angehörige nehmen Kontakt mit Pfarrer (Beerdigungsdatum) und Friedhofsgärtner/ Totengräber, ev. mit Siegrist auf. (Die Personen können nach Gemeinde verschieden sein).
- 1.6. Angehörige lassen Leidzirkulare drucken, geben ev. Todesanzeige in Zeitung auf.

2. beim Tod zu Hause (mit Bestattungsinstitut)

- 2.1. Die anzeigepflichtige Person übergibt die Vollmacht dem Institut. Dadurch kann dieses die Anzeige beim Zivilstandsamt machen und im Todesregister unterschreiben.
- 2.2. Das Bestattungsinstitut sorgt für alles Weitere (Beerdigung, Kremation, Abdankung, Leitzirkulare, Zeitung,...)

3. beim Tod im Spital/ Heim

- 3.1. Spital sendet Todesmeldung mit Familienbüchlein auf Zivilstandsamt. Es ist nicht nötig, im Todesregister zu unterschreiben, da Spitäler, Altersheime und Polizei schriftlich melden. Auf der Meldung hat Arzt und Spitalverwaltung (ev. Polizei) unterschrieben.
- 3.2. Anschliessend gleiches Vorgehen wie bei Tod zu Hause (Angehörige oder Bestattungsinstitut schauen für das Weitere).

4. bei Tod durch Unfall oder Suizid

Bei unklarer Todesursache, Todeszeit, Unfall oder Suizid muss die Polizei beigezogen werden. Der Tod wird durch einen Arzt festgestellt, der anschliessend den Todesschein ausstellt. In solchen Fällen wird die Leiche zur Beerdigung nicht freigegeben, sondern ins Rechtsmedizinische Institut (RMI, gibt es in jeder Universitätsstadt) gebracht. Dieses stellt die genaue Todesursache, ev. auch Todeszeit fest.

Das Zivilstandsamt stellt Todesanzeigebescheinigung mit dem Vermerk "Beerdigung/ Kremation nicht gestattet" aus. Die Angehörigen müssen beim RMI oder beim zuständigen Richteramt abklären, wann die Leiche für die Beerdigung freigegeben wird.

Der Tod wird im Todesregister des Zivilstandsamtes eingetragen, in dessen Bezirk der Tod stattfand.

5. bei Auffindung einer Leiche

Die Person, welche die Leiche gefunden hat, meldet dies der Polizei. Das weitere Vorgehen ist wie bei Unfall/ Suizid.

Todesschein (①) von Arzt
Todesmitteilung von Spital/ Heim oder Polizei



Zivilstandsamt

Eintrag ins Todesregister (⑥) und Familienbüchlein (⑥)



Todesanzeige-Bescheinigung (⑥) an:
-Angehörige (für Beerdigung/ Kremation)
-Siegelungsbeamten (nimmt Hinterlassenschaft auf)



Todesmitteilung (⑥) an:
-Heimatgemeinde
-Wohngemeinde
-Sektionschef (im militärpflichtigen Alter)



Siegelungsprotokoll (⑥) an:
Steuerverwaltung und Erben

Dieser Ablauf ist in jeder Gemeinde anders. Mancherorts versendet das Zivilstandsamt die Mitteilungen und Bescheinigungen, in anderen Gemeinden muss man dies selber machen. Auch nicht alle Spitäler und Heime senden die Mitteilung ans Zivilstandsamt. Dort müssen dies die Angehörigen übernehmen.

Beiliegende Kopien:

- ① Todesschein vom Arzt (Ärztliche Todesbescheinigung)
- ⑥ Todesregister
- ⑥ Familienbüchlein
- ⑥ Todesanzeige-Bescheinigung
- ⑥ Todesmitteilung
- ⑥ Siegelungsprotokoll

Als Beispiel ist das Reglement über das Friedhof- und Bestattungswesen der Gemeinde Wiedlisbach beigelegt. Dieses wird durch die Gemeindeversammlung beschlossen und anschliessend durch den kantonalen Polizeidirektor genehmigt. Dadurch hat jede Gemeinde das eigene Reglement.

Beigelegt ist auch noch der Gestaltungsplan des Wiedlisbacher Friedhofs.

Dieses Beispiel einer Todesanzeige wurde an die Angehörigen und Freunde des Verstorbenen per Post geschickt. In der Zeitung erschien der gleiche Text. Eine Todesanzeige kann bei den meisten Zeitungen und Anzeigern aufgegeben werden.

Interview mit Roland Meyer, Bestattungsdienst Region Solothurn

wie sind sie auf diesen beruf gestossen, empfinden sie ihn als berufung?

Man liest höchst selten ein Stelleninserat, es werden auch keine Lehrstellen angeboten. Das Reglement verlangt, dass man bereits eine Lehre abgeschlossen hat und über fünf Jahre Berufserfahrung als Bestatter verfügt. Dann kann man sich zum Bestatter mit eidgenössischem Fachausweis ausbilden lassen. Ich kam als 12 jähriger, als mein Grossvater starb, mit diesem Beruf in Berührung. Diese Arbeit hat mich brennend interessiert.

welche tätigkeiten umfasst ihr beruf?

Telefonischer Kontakt mit Angehörigen, die unsere Dienste anfordern.
Treffen mit Angehörigen. Besprechung und Fällen der richtigen Entscheide. Im Nachhinein können Fehlentscheide gar nicht oder nur sehr schwer korrigiert werden. Zum Beispiel: Die Urne wurde in einem Gemeinschaftsgrab beigesetzt, jetzt fehlt eine Gedenkstätte. In diesem Fall gibt es kein Zurück mehr.
Kontakt Spital, Heim, bei einem unnatürlichen Tod die Polizei.
Praktische Arbeiten: Einsargen, Einkleiden, ev. Toilettenarbeiten, Kosmetik.
Amtsstellen: der Todesfall wird gemeldet dem: Zivilstandesamt, Bestattungsamt, Krematorium, Friedhofsverwaltung, Pfarramt etc.
Kontakt mit Gärtner, Blumenarrangements, Kränze und Sargbouquets werden bestellt und terminiert. Zusätzliche Beratung, z.B. Beschriftung von Schleifen an Kränzen.
Pfarrer, erster Ansprechpartner, Festlegen des Begräbnistermins. Die Interessen der Angehörigen werden gewahrt. Alle weiteren Termine können nun bestimmt werden. Drucker: Leidzirkulare, Drucksachen werden ausgewählt und bestellt.

welches sind die sonnenseiten in ihrem beruf?

In dieser Region kenne ich viele Leute noch persönlich. Ich weiss, wie sie gelebt haben, kenne ihre Hobbys und Ideologien. Hier ist es eine dankbare Arbeit, wenn ich die Angehörigen beraten darf. Hier herrscht eine persönliche Beziehung, wenn sich der Kreis schliesst.

Es ist schön und befriedigend, wenn die ganze Beerdigung abgeschlossen ist und meine Arbeit sehr zur Zufriedenheit der Angehörigen ausgefallen ist. Manche bedanken sich später noch, und ich sehe, dass ich ihnen mit meiner Arbeit und Dienstleistung wirklich etwas Substanzielles geben konnte.

Durch meine Berufserfahrung kann ich die Hinterbliebenen optimal beraten und sie auf Wesentliches hinweisen.

In diesem schweren Moment kann die Last von einem Einzelnen auf Mehrere verteilt werden: "geteiltes Leid ist halbes Leid".

welches die schattenseiten?

Eine junge Familie wurde durch einen Selbstmord zerstört. Der Vater eines kleinen Kindes hat sich das Leben genommen. Ich habe die Welt nicht mehr begriffen, konnte und wollte dies nicht verstehen oder akzeptieren.

In solchen Momenten muss ich die Gegebenheiten annehmen, wie sie sind. Solche Entscheide kann ich nicht mehr beeinflussen. Meine Lehre daraus: ich muss diese Tatsache akzeptieren. Ich helfe den Hinterbliebenen und spende Trost, in dem ich meine Arbeit so perfekt wie möglich mache.

Ich muss in solchen Situationen über der Sache stehen, sonst muss ich mir einen neuen Job suchen. Mitleiden oder gar Mitsterben liegt nicht drin.

Etwas vom Schlimmsten ist auch der plötzliche Kindstod, so etwas geht immer unter die Haut.

wie versuchen sie mit psychischer beklemmung und physischer belastung fertig zu werden?

Für mich war der Tod schon als Knabe etwas Natürliches. Grundsätzlich muss es einem gegeben sein, diese Arbeit auszuführen. Wer mit dem Thema Tod nicht im reinen ist, Probleme hat vom Psychischen her, der kann dies nicht erzwingen. Auch wenn er noch so einen starken Willen hat. Es ist Einem gegeben, oder eben nicht. Physisch können ab und zu Rückenschmerzen auftreten. Wie bringt man einen Verstorbenen zu diesem Raum, durch dieses enge Treppenhaus hinaus... da gibt es Situationen, wo man es dann körperlich spürt. Aber keine wesentlichen Belastungen.

was stellen sie sich vor, passiert nach dem tod?

Ich weiss es nicht. Ich bin gespannt darauf, wie wenn ich Geburtstag habe, und nicht weiss, was für ein Geschenk ich erhalten werde. Ich kann damit problemlos leben, bin wohl zu realistisch, dass ich mir darüber gross Gedanken machen muss.

haben sie eine spezielle lebenseinstellung?

Nein, ich kenne viele Bestatter, und die lassen ihr Leben nicht mehr durch ihren Beruf beeinflussen, als das dies ein Maurer oder Buschauffeur tut.

Beigelegt ist eine Kopie des Ehrenkodexes und des Fachausweises der Bestattungsdienste.

Interview mit Herrn Zürcher, Abwart des Krematoriums in Solothurn

wie sind sie auf diesen beruf gestossen?

Mein Vater hat vorher diesen Beruf im Auftrag eines privaten Feuerbestattungsvereins ausgeübt. Ich habe ihm damals schon geholfen. Nun arbeiten wir für die Stadt.

Mein richtiger Beruf ist Gärtner, vor 30 Jahren arbeitete ich mehrheitlich draussen in der Anlage. Kremationen gab es wenige, so zwischen 250 bis 300 im Jahr. Das hat sich jetzt aber geändert, im Jahr beläuft es sich nun auf etwa 850 Kremationen. Dadurch muss ich die Anlage vernachlässigen, denn ich arbeite hier nach wie vor alleine.

welche tätigkeiten umfasst ihr beruf?

In erster Linie Kremationen. Dann die Pflege und Unterhalt der Anlagen sowie Urnenbeisetzung.

was beeindruckt sie besonders an ihrem beruf?

Die Technik ist schon sehr beeindruckend. Wenn man hundert Kremationen hat, gibt es hundert verschiedene Verbrennungsbilder. Wir hatten jemanden, der 236kg wog, das ist natürlich enorm. Die Energie die da vorhanden ist. Die Zeiger am Messgerät standen beim Maximum von 1400° Celsius an. Auf der anderen Seite gibt es welche, die Jahrzehnte lang an schwere Krankheiten litten, z.B. Krebs. Die sind nur noch Haut und Knochen. Da entstehen völlig andere Verbrennungsbilder und Temperaturen. Die Unterschiede sind extrem, oder sie verbrennen dann gar nicht. Das Kremieren ist eine Wissenschaft für sich. Der Ofen wird nur noch vom Sonntag auf den Montag etwas aufgeheizt. Dieser Ofen hat eine Leistung von 80kWatt, zwei Heizgruppen, oben und unten. Die ganze Woche muss dann nicht mehr geheizt werden, wie bei einem Speicherofen. Den Ofen von 500° auf 700°Celsius benötigt etwa 450-500kWatt/h.

welches sind die sonnenseiten in ihrem beruf?

Ich bin von meiner Arbeit überzeugt. Beerdigen und Kremieren ist eine wichtige Aufgabe.

Eine Sonnenseite ist, dass ich nicht nur drinnen, sondern besonders im Sommer auch draussen arbeiten kann.

was empfinden sie als schattenseiten?

Falls jemand jung stirbt und man die Trauer der Angehörigen sieht, berührt das einem schon sehr stark.

wie sieht Ihr verhältnis zum tod aus?

Ich habe ein ganz natürliches Verhältnis zum Tod. Ich würde sogar sagen, der Höhepunkt vom Leben ist das Sterben, und sterben ist etwas ganz natürliches.

haben sie eine idee oder vorstellung, was nach dem tod kommt?

Ich habe gerade ein Buch von einem Parapsychologen gelesen. Ehrlich gesagt weiss ich nicht, was ich davon halten soll.

haben Sie ein spezielles lebensmotto?

Ja, man lebt nur einmal. Man sollte nicht immer alles all zu ernst nehmen. So wie sich heute viele Leute benehmen, ist absolut daneben. Das Leben ist kurz, auch wenn es 80 Jahre dauert. Manche glauben, sie seien unsterblich, und führen sich auch dementsprechend auf.

Man sollte viel toleranter sein und nicht nur fürs Geld Leben. Wenn dann jemand zu mir auf den Friedhof kommt, dann kann er sein Geld auch nicht mitnehmen. Das sollte man sich vor Augen halten.

Fragen an Waldemar Cupa, Parrer bzw. Diakon in der Kirche St.Niklaus

wie sind sie auf ihren beruf gekommen? beruf als berufung?

Herr Cupa hat Theologie in Luzern studiert und wurde anschliessend zum Priester geweiht. In der Kirchengemeinde St.Niklaus arbeitet er als Diakon und nicht als Pfarrer. Dies deshalb, weil er verheiratet ist und Kinder hat. Der Unterschied zum Pfarrer liegt darin, dass Herr Cupa keine Messen lesen darf. Das heisst: es gibt gleichwohl normale Gottesdienste, aber keine Messen mit Hostien und Wein. Bereits früher war Herr Cupa in Grenchen Gemeindeleiter. Die Stelle hier in St.Niklaus hat er erst vor Kurzem angetreten. Zuvor unterrichtete er an der Kantonsschule Religion und Philosophie.

Beruf als Berufung, ja, das könne man so sagen. Durch ein spezielles Erlebnis an einem Gottesdienst mit ungefähr 15 Jahren öffnete sich der Weg zur Theologie. Das Spezielle war ein besonderer Psalm, der Psalm 36, der ihn als jungen Menschen nachhaltig beschäftigte.

mit wem arbeiten sie zusammen? wie ist das arbeitsklima?

Für die gesamte Gemeinde sind es ungefähr 20 Personen, die regelmässig beteiligt sind. Das sind: Katechetinnen, das Sekretariat und ein Priester, der zu 50% angestellt ist. Hinzu kommen bei speziellen Anlässen Freiwillige aus der Gemeinde. Die Pfarrei St.Niklaus hat ungefähr 2000 zahlende Mitglieder. Zu organisieren gibt es neben den Gottesdiensten Elternabende, Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen, Kirchenaustritte, Sitzungen und allgemeine Vorbereitung.

welche tätigkeiten umfasst ihr beruf? im direkten bezug auf eine beerdigung?

Meistens muss es im Falle eines Todesfalles schnell gehen. Nach drei Tagen sollte bereits die Beerdigung stattfinden. Die Meldung erhält man meist vom Bestatter oder Bestattungsinstitut. Möglichst rasch, das heisst noch am gleichen Tag, versucht Herr Cupa mit den Hinterbliebenen Kontakt aufzunehmen und ein erstes Gespräch zu führen. Das Gespräch mit den Betroffenen ist für ihn ein sehr wichtiges Element. Meist versucht er, einen Gesprächstermin direkt bei den Trauernden zu Hause zu vereinbaren. So kann er sich besser mit den Gegebenheiten vertraut machen, besseren Beistand leisten. Auch im Bezug auf die Beerdigung ist er so näher mit den Umständen des Verstorbenen vertraut, kann sich besser auf seine Rede vorbereiten.

Eine direkte Trauerbegleitung gibt es in der Gemeinde St.Niklaus noch nicht, Herr Cupa will etwas in diesem Sinne jedoch aufbauen.

wie stark ist man eingebunden-kann man frei gestalten, in welchem rahmen?

bräuche - sitten - gewohnheit

Dazu meint Herr Cupa, sei es längst nicht mehr so steif und vorgegeben, wie meist befürchtet wird. Er als Diakon oder die Hinterbliebenen sind in der Gestaltung der Beerdigung fast ganz frei.

Zum Beispiel wird es nicht mehr vorausgesetzt, dass man streng in Schwarz zur Beerdigung erscheint. Auch sind Beerdigungszeremonien mit Musik oder ähnlichen Wünschen des Verstorbenen oder der Hinterbliebenen möglich. Es gibt auch Hinterbliebene, welche die Urne lieber zu sich nach Hause nehmen oder die Asche verstreuen.

Durch diese Vielzahl der Möglichkeiten ist auch jede Beerdigung etwas Spezielles und Neues für Herrn Cupa selber.

welche wichtigen erfahrungen haben sie in ihrem beruf gemacht?

eindrücke, erlebnisse, momente

Stark betroffen fühlt sich Herr Cupa in Fällen, welche die Normalität sprengen. Für ihn ist das vor allem im Falle eines Selbstmordes oder wenn ein Kind gestorben ist.

Aber auch die Einstellung allgemein der Personen, die in die Kirche kommen, sei es an einer Beerdigung oder einer Hochzeit. In den Gesichtern sehe er so viel Unmut und Abgedroschenheit, dass es ihn sehr stark beschäftige.

wie gehen sie mit der physischen belastung um?

"arbeiten" mit dem tod, gespräche mit hinterbliebenen, vorbereiten / abhalten der messe

Als Diakon versucht Herr Cupa, der Abdankung auch immer eine etwas heitere oder zumindest weiter reichende Note zu verleihen. Er versucht, nicht in der Trauer zu versinken, den Hinterbliebenen Mut zur Trauer, aber auch Mut zur Trauerverarbeitung zu vermitteln. Ein sehr gutes Einfühlungsvermögen ist von ihm als "Vermittler" gefragt.

ihr verhältnis zum tod?

Für Herrn Cupa ist der Tod (noch) kein Thema, aber er hat sicher keine Angst davor. Vor seinem Tod möchte er sicher den Herrgott nochmals um Vergebung bitten.

was kommt nach dem tod?

Ganz wie es sich für einen christlich gläubigen Menschen gehört, glaubt auch Herr Cupa an das ewige Leben nach dem Tod. An ein Leben mit Gott, in einer Gemeinschaft, herrlichem Licht und Liebe.

Der Himmel beginne aber nicht erst nach dem Tode, sondern bereits im Herzen eines jeden lebenden Menschen.

Die Existenz der Hölle sei nicht ganz ausgeschlossen.

ihre lehenseinstellung / lebensmotto

Die Suche nach dem Wahren, Schönen und Guten

Fragen an Linus Zeltner, Friedhofsgärtner des Friedhofs St.Niklaus

wie sind sie auf ihren beruf gekommen? beruf als berufung?

LZ ist gelernter Gärtner, eidgenössisch diplomiert. Er machte seine Lehre bereits in Solothurn.

Zum Spezialberuf des Friedhofsgärtners ist er eher durch Zufall, das heisst wegen einer freien Stelle gekommen. LZ sagt, es sei ein Beruf wie jeder andere auch, man hat geregelte Arbeitszeiten und viel zu tun.

mit wem arbeiten sie zusammen? wie ist das arbeitsklima?

LZ ist alleine zuständig für den Friedhof St.Niklaus. Das heisst alle Tätigkeiten, welche zum Friedhof als Ganzem gehören, es gibt verschiedene Gräber, welche von anderen Gärtnern gepflegt werden.

welche tätigkeiten umfasst ihr beruf? im direkten bezug auf den friedhof

LZ ist zuständig für den ganzen Umschwung der Kirche, das heisst einfach alle Gärtnerarbeiten wie: Sträucher schneiden, Rasen mähen jäten und Kies rechen, also die ganz "gewöhnlichen" Gartenarbeiten.

Dann ist LZ auch zuständig für die Vorbereitung des Grabes: Ausheben der Grube, je nach Grab Entfernen der Steinplatte (Familiengrab). Bei einer Zweiergruft (Ehepartner) liegt die erste Person ca. 2.40m tief und die nachfolgende sollte in einer Tiefe von 1.80m liegen. Das bedeutet: es gibt ein "zünftiges" Loch.

Auch bei der Beerdigung selber ist der Friedhofsgärtner jeweils anwesend: hilft den Sarg tragen und lässt diesen schliesslich mit Hilfe eines Kranes ins Grab hinunter (früher wurde das noch mit Seilen gemacht). Das Grab wird anschliessend wieder zugeschüttet. Auf dem Friedhof St.Niklaus gibt es pro Jahr durchschnittlich 50 Beerdigungen, das heisst pro Woche eine.

LZ pflegt nicht alle Gräber auf dem Friedhof, nur jene für welche ein spezieller Vertrag abgeschlossen wurde. Das Grab selber "erhält" man quasi gratis auf 25, Jahre die Pflege jedoch muss selber gemacht oder eben einem Gärtner (kann auch ein Auswärtiger sein) übertragen werden. Das kostet natürlich. LZ pflanzt "seine Gräber" jeweils dreimal im Jahr neu an.

tagesablauf ablauf der tätigkeit auf dem friedhof

Den Tagesablauf kann sich LZ weitgehend selber gestalten, da er alleine arbeitet. "Es muss einfach alles gemacht werden" meint er grosszügig. Es ist jedoch wirklich viel Arbeit da, deshalb beginnt er auch morgens um 7.30h (im Winter

8.00h) - eigentlich ein gewöhnlicher Arbeitstag!

wie stark ist man eingebunden, kann man frei gestalten, in welchem rahmen?

bräuche - sitten - gewohnheit

LZ erhält und pflegt den Friedhof, er gestaltet ihn nicht. Es müssen einfach die Gartenarbeiten erledigt werden.

Bei den Gräbern sind da natürlich sehr oft Wünsche von Hinterbliebenen. Es können aber natürlich nicht alle Wünsche genau ausgeführt werden und das habe auch schon zu Diskussionen geführt. Aber solche Leute gibt es eben scheinbar auch auf dem Friedhof, denen könne man es einfach nicht recht machen.

Dreimal wird das Grab neu bepflanzt. Dabei werden nicht unbedingt spezielle Friedhofsblumen, sondern eher der Jahreszeit entsprechende Pflanzen berücksichtigt. Als nächstes seien sicher die Osterglocken dran, obwohl: "Ostern dieses Jahr doch so spät ist, da sind die Glocken schon verblüht!"

Andere Blumen, die eher typisch für den Friedhof sind: Nelken, Erika und natürlich Efeu.

welche wichtigen erfahrungen haben sie in ihrem beruf gemacht?

eindrücke, erlebnisse, momente

Es sind schon vorwiegend ältere Menschen, welche heute noch den Friedhof besuchen. Die jüngeren Generationen nähmen sich nicht mehr so Zeit, und die Bräuche verlieren an Wirkung, wir leben in einer schnelllebigen Zeit, Gräber werden weniger gepflegt und besucht.

wie gehen sie mit der psychischen belastung um?

"arbeiten" mit dem tod, gespräche mit hinterbliebenen, vorbereiten der messe, pflegen des friedhofs, vorbereiten des grabes

LZ ist jeden Tag am Arbeiten auf dem Friedhof. Die meisten Besucher kennt er und hält schon hie und da noch schnell einen Schwatz. So weiss er auch viel, und man diskutiert über Dies und Jenes. Trotz der überschaubaren Grösse (Vergleich mit Pariser Friedhof) hat es doch etliche Gräber. Doch LZ ist in seinem Reich zuhause und kennt jedes Grab genau. Da liegen doch zwei ehemalige Bundesräte gerade bei der Kirche, und der eine war der erste Bundespräsident der Schweiz. Auch der bekannteste Maler der älteren Garde, Frank Buchser aus Feldbrunnen, hat gleich bei der Kirche sein Grab.

ihr verhältnis zum tod?

Für ihn sei es eben doch ein Geschäft. LZ arbeitet hier und macht sich nicht sonderlich mehr Gedanken. Auch hier sei es zu einem harten Business geworden, überall werde gespart, und eben auch eine Beerdigung koste etwas. Und nicht wenig, wie er mir später vorrechnet. Schlussendlich sind wir bei mindestens 15.000.- nur die Beerdigung. Verschiedene Kirchgemeinden hätten

nun damit begonnen, auch für die Beerdigung etwas zu verlangen, bis zu 2000.-

was kommt nach dem tod?

LZ ist selber katholisch, aber an den Himmel und solche Erklärungen glaubt er nicht. "Müsse er dann wirklich wieder die gleichen Köpfe treffen im Himmel, mit welchen er schon vorher Reibereien hatte, das könne er sich nicht vorstellen."

Interview mit Herrn Wyss Alfred, Sargschreiner (und Bestatter)

wie sind sie zu ihrem beruf gekommen?

Über die Schreinerlehre.

wie lange sind sie schon auf Ihrem beruf tätig?

Ca. 20 Jahre

empfinden sie ihren beruf als berufung?

Mit der Lehre bin ich in meinen Beruf "hineingewachsen". Denn früher war man als Lehrling verpflichtet, dem Meister beim Sargbau und auch beim Einbetten zu helfen. Dies war so im Lehrvertrag festgehalten, falls der Lehrbetrieb Sargbau betrieb. Heute darf ein Lehrling nicht gezwungen werden, diese Arbeiten zu verrichten.

welches sind die guten, welches die schlechten seiten ihres berufes?

Zu den schlechten Seiten gehören die Todesfälle von Kindern.

stellen sie ausschliesslich särke her?

Nein.

machen sie auch serienarbeiten, oder sind alle särke einzelanfertigungen?

Momentan "nur" Einzelanfertigungen. Die meisten Särke werden in Fabriken hergestellt. Wenn es eine schnelle Lieferung benötigt oder spezielle Anforderungen gestellt werden, bauen wir die Särke selber. Denn durch die wirtschaftliche Lage ist der Betrieb auch sonst ausgelastet. Aber wenn es einmal nicht so viel Arbeit geben sollte, stellen wir Kleinserien, dass heisst bis 10 Stück, her.

gibt es vorschriften über material-, farb- oder konstruktionswahl beim sargbau?

Es gibt Richtlinien. Die Grösse wird natürlich durch den Verstorbenen gegeben. Heutzutage gibt es auch gute Materialien, die verwendet werden können. Früher waren da die Umstände anders, vor allem wegen den Leimen. Jemand hatte mal eine Maschine erfunden, mit welcher man einen Sarg aus Spanplatten herstellen konnte, quasi den Sarg giessen konnte. Der Schwachpunkt war auch dort der Leim.

Die Farbe wird durch eine Beize gegeben, die anschliessend mit einer dünnen Schicht Lack (Wasserlack) überzogen wird. Dies gibt noch ein wenig Glanz.

in jeder gemeinde gibt es andere regeln und bestimmungen für die sarggrösse. sind diese sehr verschieden?

Nein.

stellen sie auch sarge für tiere her?

Nein, bis jetzt gab es keine Nachfrage.

gibt es leute, die ihren sarg schon vor dem tod bestimmen oder bestellen?

Ja.

sind es immer die angehörigen, die den sarg bestimmen?

Meistens.

wieviel kostet der billigste sarg, wie ist der durchschnittspreis, was für "luxusmodelle" haben sie schon hergestellt?

In einer Kleinserie (bis 10 Stück) beläuft sich der Arbeitsaufwand auf ca. 8 Stunden. Das Material spielt heutzutage eine kleine Rolle, da die Preisunterschiede gering sind. Ausschlaggebend sind die Arbeitsstunden. Ein normaler Sarg kostet rund 600-700 Franken.

wie ist das gefühl einen sarg zu bauen, der später kremiert wird?

Es ist eine Arbeit wie jede andere Arbeit auch.

fällt es ihnen schwer mit den angehörigen zu sprechen?

In der Regel nicht.

haben sie mitarbeiter? wenn ja, wie viele und haben diese auch kontakt mit den angehörigen?

Ja, sie haben aber meistens keinen Kontakt zu den Angehörigen.

bewegen sie die einen todesfälle mehr als andere?

Ja, das kommt vor.

welche fälle sind denn das?

Es gibt keine Bestimmten. Es gibt einfach die Fälle, welche einem bleiben. Das müssen nicht unbedingt schlechte sein. Der Grund ist immer verschieden, manchmal weiss ich auch nicht warum, sie bleiben mir einfach länger als andere. Dass ich wegen eines Todesfalls nicht hätte schlafen können, ist mir noch nie passiert.

was bedeutet ihnen der friedhof?

Es ist ein Ort der Besinnung

wie ist ihre einstellung zum tod? was bedeutet ihnen der tod?

Er gehört zum Leben wie die Geburt. Der Tod kann auch Erlöser sein.

haben sie angst vor dem tod?

Angst? Ich glaube diese Frage kann man so nicht beantworten. Ich glaube, dass nur Leute, welche kurz vor dem Tod stehen, beurteilen können, ob sie Angst vor ihm haben. Denn im "normalen" Leben kennt man dieses Gefühl nicht. Leute die im Sterbeprozess sind, können den Tod fühlen, darüber könnte aber ein Sterbehelfer besser Bescheid sagen.

hat ihr beruf ihre einstellung zum tod verändert?

Nein

wird der tod zur routine?

Nein, das darf nicht sein. Denn so könnte man keine überlegte Arbeit leisten.

wie möchten sie beerdigt werden?

Beerdigt wird man nur durch eine Erdbestattung. Ich möchte aber kremiert werden, dies nennt man Feuerbestattung.

was würden sie tun, wenn es den tod nicht gäbe?

Weiterleben...

Interview mit Herrn Lang Daniel, Bildhauer

wie sind sie zu ihrem beruf gekommen?

Mein Cousin war auch Bildhauer. Schon früher ging ich ihm immer helfen, so bin ich auf meinen Beruf gekommen.

wie lange sind sie schon auf ihrem beruf tätig?

Mit der Lehre sind es 16 Jahre.

empfinden sie ihren beruf als berufung?

Ja.

welches sind die guten, welches die schlechten seiten ihres berufes?

Die gute Seite ist die kreative Tätigkeit und das sichtbare Resultat. Die schlechten sind sicher die gesundheitlichen Belastungen wie Staub, Lärm und das Gewicht. Schlecht ist sicherlich auch der Rückgang der Einzelgräber. Immer mehr Leute wählen das Gemeinschaftsgrab, oder lassen sich sonst irgendwo verstreuen.

stellen sie ausschliesslich grabsteine her?

Nein. Eigentlich alles aus Naturstein. Brunntroge, Küchenabdeckungen, Figuren in den Garten... Aber da immer weniger Leute Geld besitzen oder ausgeben, sind solche Aufträge immer seltener.

machen sie auch serienarbeiten, oder sind alle grabsteine einzelfertigungen?

Ja, jeder Stein wird individuell gestaltet. Man versucht meistens, den Grabstein an den Verstorbenen anzupassen, das heisst, für einen "hölzigen" Typ wählt man vielleicht einen Hobel, für eine Gärtnerin eine Rose als Motiv auf den Stein. In Deutschland werden ganz schlichte Steine in Serie hergestellt, in der Schweiz aber nicht.

in jeder gemeinde gibt es andere regeln und bestimmungen für die grabmäler. sind diese sehr verschieden?

In der Region sicherlich nicht. Richtlinien gibt es vor allem für die Dimensionen des Steines. Maximalmasse gibt es für die Breite und Höhe, Minimalmasse für die Dicke des Grabsteines.

wie informieren sie sich, wie werden sie über diese bestimmungen informiert?

Von jeder Gemeinde kann das Reglement bestellt werden. Darin sind alle Richtlinien festgehalten.

haben sie auch schon grabsteine für tiere hergestellt?

Nein.

gibt es leute, die ihren grabstein schon vor dem tod bestimmen oder bestellen?

Ja, habe ich auch schon erlebt. Das sind meist Leute, die keine Angehörigen hinterlassen.

sind es immer die angehörigen, die den stein bestimmen?

Ja. Ausser der Verstorbene hat sich über seine Wünsche geäußert.

wieviel kostet der billigste grabstein, wie ist der durchschnittspreis, was für "luxusmodelle" haben sie schon hergestellt?

Der billigste wird etwa bei 2500.- liegen, der Durchschnitt bei rund 3500.-.

fällt es ihnen schwer, mit den angehörigen zu sprechen? ist es ihnen früher schwerer gefallen als heute?

Ja, das erste Telefonat ist schon immer schwierig. Man muss immer aufpassen, dass man die Angehörigen nicht belästigt. Sobald aber ein Termin abgemacht ist, gibts keine Probleme mehr. Mit den Jahren bekommt man natürlich eine gewisse Routine, die das Gespräch erleichtert.

aha, sie nehmen also kontakt mit den angehörigen auf, nicht umgekehrt?

Ja, durch Todesanzeigen. Natürlich melden sich auch Kunden selber.

bewegen sie die einen todesfälle mehr als andere?

Ja. Vor allem junge Leute und Kinder, die sterben müssen, geben mir zu denken. Jemand, der im Alter durch einen natürlichen Tod sterben kann, ist für mich kein Problem.

was bedeutet ihnen der friedhof?

Es ist ein Ort der Besinnung. Auf dem Friedhof können die Angehörigen den Tod verarbeiten. Es gehört zu der Trauerarbeit, die jeder leisten muss, wenn jemand stirbt. Am Anfang ist der Prozess der Trauerarbeit härter und nimmt mit den Jahren ab. Aber auch wenn jemand nach vielen Jahren noch auf den Friedhof geht, gehört das immer noch zu der Verarbeitung, auch wenn man dies nicht mehr so direkt spürt.

wie ist ihre einstellung zum tod? was bedeutet ihnen der tod?

Wenn jemand lange krank war, kann er Erlöser sein. Auch wenn jemand natürlich stirbt, ist das kein Problem. Wenn aber junge Menschen gehen müssen, habe ich Mühe.

hat ihr beruf ihre einstellung zum tod verändert?

Ja. Ich gehe anders mit dem Tod um. Man hat ja den ganzen Tag mit Ihm zu tun,

das hat schon Einfluss.

wie möchten sie beerdigt werden?

Kremiert auf dem Friedhof.

quellen:

Albert Hauser
"Von den letzten Dingen"
Tod, Begräbnis und Friedhöfe in der Schweiz 1700-1990
Verlag NZZ

Martin Illi
"Wohin die Toten gingen"
Chronos

Last Minute
Herausgeber: Stapferhaus Lenzburg
Hier&Jetzt

besten dank an:

Meier Bestattungsdienst, Solothurn
Zürcher Krematorium, Solothurn
Frau Born, Zivilstandesamt Wangen an der Aare
Waldemar Cupa, Pfarrer St.Niklaus
Linus Zeltner, Gärtner St.Niklaus
Wyss Alfred, Schreinerei Herzogenbuchsee
Lang Daniel, Bildhauer Wiedlisbach

Zu dieser Projektarbeit gehört noch ein Videoband. Auf diesem sind unsere eigenen Gedanken und Ansichten zu diesem Thema festgehalten (aufgezeichnet am 10.02.2000, Friedhof St.Niklaus). Ein Plakat und eine einstündige Präsentation sind auch Teil unserer Arbeit.